

37

Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

1 8 3 7.

*Der Briefwechsel zwischen Konrad
Gessner & Heinrich Steinhart.*

v. Joh. Casp. v. Orelli



CONRAD GESSNER.

J. Dringon. sc.



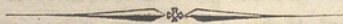
Der

Zürcherischen Jugend

auf das

Neujahr 1837

von der Stadtbibliothek-Gesellschaft.



Für den aufstrebenden Zürcherischen Jüngling kann es in den freien Stunden, die der Jahreswechsel ihm gewährt, nicht leicht etwas erfreulicheres geben, als in dieser rasch bewegten und unaufhaltsam vorwärts schreitenden Zeit, welche bald ihre Ansprüche auch an ihn richten wird, sein geistiges Auge auf dem so ganz ähnlichen Jahrhunderte vor und nach der Reformation (1450—1550) ruhen zu lassen, in demselben sich nach großen Vorbildern umzusehen, ihren Lehren und Warnungen unverdrossen zu horchen, um sich allmählig zu befähigen, dereinst ebenso begeistert, ebenso kraftvoll und uneigennützig sich dem Vaterlande, der Schule, der Kirche zu weihn, Wissenschaft und Kunst nach bestem Vermögen zu üben und zu fördern.

Als in jenem herrlichen Zeitalter der menschliche Geist neue Bahnen einschlug, ermuthigt und gestärkt durch die Poesie, die Philosophie, die Geschichte, die ideale Wahrheit und reine Menschlichkeit des hellenischen und römischen Alterthums die Fesseln des Dogmatismus und Scholasticismus abstreifte, gestaltete sich durch Zwingli's gewaltige Kraft unser Zürich zu einem der bedeutsamern Mittelpunkte geistiger Wirksamkeit, welche in steter Verbindung unter einander das neue Leben empfänglich und liebevoll in sich aufnahmen, sorgsam pflegten, weiter verbreiteten.

Ausländische und einheimische Kräfte, und diese lektorn von der Landschaft wie aus der Stadt, einten sich in edelm Wetteifer. Unsr Vaterstadt blieb zwei Menschenalter hindurch eine Burg der Geistesfreiheit, eine Freistätte jedes schuldlos Verfolgten, geachtet von Freund und Feind, weil die damals Lebenden folgerecht, klar und wahr im Leben waren, durch fremder Nachhaber Schmeichelworte, Listen, Drohungen sich weder täuschen, noch schrecken ließen. Sie waren Männer.

Und wir?

Doch so wie kein ausgezeichnete Geist mehr Zwingli's Werk ganz in seinem Geiste fortführte, beugten sich die Gelehrten und die Volksmasse gleichmäßig unter das Joch steifer und geistig todter Theologen; das bürgerliche und wissenschaftliche Leben wurde stets beengter, kleinlicher, unrechtlicher durch jegliche Willkür; der Staat schrumpfte zu einer sonderbaren Oligarchodemokratie, einer bloßen Stadt mit Unterthanen zusammen; eine verwerfliche, derjenigen der Jesuiten in Paraguay ganz vergleichbare Politik schloß unsre Landschaft von aller Theilnahme an geistiger Bildung aus; jeglicher Fortschritt hörte auf (freilich nach höhern Gesetzen des Nationallebens, völlig wie in der gesammten deutschen Nation, zu der wir geistig, nicht politisch, gehören): bis gerade zwei Jahrhunderte nach dem Beginnen der geistigen Erschlaffung, um das Jahr 1750, eine neue, zuerst von den theils durch die Alten, theils durch die italienischen und englischen Dichter geweckten, ehrwürdigen Bodmer und Breitinger, zum Theil auch von dem ersten freisinnigen Theologen Zimmermann ausgehende Regsamkeit der Geister unsre Gegenwart langsam vorbereitete.

Die Aufgabe unsrer Zeit ist nun diese, daß jeder Bürger unsers Freistaates je nach seinen Gaben und Kräften für die möglichst freie, und zugleich immer durch das Gesetz geregelte und festbegründete Staatsverfassung, für die gewissenhafteste Rechtspflege, für volksthümliche und wissenschaftliche Bildung, für Kunst und Gewerbsfleiß das Seinige thue in der frohen Hoffnung, daß nach Beseitigung der frühern Hemmungen auch sein einzelner, wenn schon geringer Beitrag nicht überflüssig, diese Fortschritte für das Heil der nächsten Geschlechter wahrhaft ersprießlich sein werden. Vorwärts ist unser Lösungswort.

In dieser Ueberzeugung bestärke uns der Rückblick in die frühern Zeitalter, welche unser Heil gefördert haben. Ohne Geschichte wären wir Alle, auch der geistig Begabteste, auch der körperlich Stärkste, auch der Geldreichste nur elende Geschöpfe des Tages, von heute, nicht einmal von gestern. Darum schauen wir in jenes Jahrhundert, den ersten Beginn unserer geistigen Freiheit, in dieser Neujahrs-

freude fröhlich und muthig zurück. Wie Vieles es uns darbiere, hat Euch lezthin wieder die Geschichte der evangelischen Gemeinde in Locarno, das Werk eines eurer Mitbürger, welcher einzig und allein, wie es des Geschichtschreibers Pflicht ist, der emsig und leidenschaftlos erforschten Wahrheit, nicht der trüglichen Sage, nicht der vorgefaßten Meinung huldigt, auf eine wahrhaft musterhafte Weise gezeigt.

Ueberraschend und uns oft zum stillen Vorwurfe gereichend ist die rastlose Thätigkeit, mit welcher damals die Gelehrten Zürichs auf ihre Zeitgenossen einzuwirken trachteten. Zugegeben auch, daß die Masse des von ihnen durchzuarbeitenden Stoffes geringer war als jezt, daß sie nur selten durch Erzeugnisse neuer Literatur von ihren Hauptstudien abgezogen wurden, weit kleinere Stunden auf das Lesen von Journalen und regelmäßig erscheinenden Zeitungen, die erst ein Jahrhundert später aufkamen, zu verwenden hatten, so ruhte dagegen auf ihnen die Last eines weit ausgedehntern Briefwechsels, wodurch jener Zeitgewinn wieder bedeutend geschmälert wurde. Wie bündereich sind nicht die Hottingersche und Simmlersche Brieffammlung bei uns, diejenigen in Basel und Bofingen, die Rehdigersche, für unsre Geschichte leider noch unbenutzte, in Breslau, diese unerschöpflichen Fundgruben für politische, literarische und kirchengeschichtliche Forschungen! Und dennoch ist so vieles von dem, was diese unermülich thätigen Männer ihren Bekannten mittheilten, verloren gegangen, oft auch absichtlich vernichtet worden.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen jenes Jahrhunderts war unstreitig Konrad Gesner, zugleich Arzt, Naturforscher, Literaturhistoriker, Philolog und Theolog; für die neuere Zeit ein Hauptbegründer der drei zuerst erwähnten Fächer des menschlichen Wissens. Für jeden edlern Jüngling bleibt er immerdar ein bewundernswürdiges Vorbild geistiger Thätigkeit; denn was in einer äußerlich beschränkten, oft mühseligen Lage unermüdetes Forschen und regsam schaffendes Durchdenken und Ordnen des gesammelten Stoffes zu leisten vermöge, lehren uns nur Wenige wie er. Deshalb verdient seine von Hanhart verfaßte Lebensgeschichte jedem Jünger der Wissenschaft nachdrücklich empfohlen zu werden.

Unter den vielen ausgezeichneten Männern, welche mit Gesner in Briefwechsel standen, befand sich auch einer der thätigsten Förderer der Philologie, Heinrich Stephanus, welcher wegen seines langen Aufenthaltes und Wirkens zu Genf, unserm schweizerischen Vaterlande wenigstens zum Theile angehört. Beider, einander würdiger Männer wissenschaftliche Verbindung zu beleuchten haben wir uns diesmal vorgenommen, indem wir zugleich das Merkwürdigste aus des berühmten

Typographen und Kritikers Leben in einer kurzen Schilderung darzustellen versuchen*).

Neben einem solchen rastlos thätigen Manne, dessen zahlreiche Leistungen die spätern Geschlechter stets dankbar und anerkennend benutzen, wie traurig, ja wie verächtlich, nimmt sich derjenige aus, welcher seine Geisteskräfte, die genossene Bildung, eine äußerlich weit günstigere Lage nie dazu anwendet, um der menschlichen Gesellschaft auf irgend eine Weise zu nützen, sondern sich ohne irgend eine launig philosophische Entschuldigung, in Horazens und Semilasso's Weise, nein, aus bloßer Trägheit das elende Dasein eines privilegierten Müßiggängers wählt!

Robert Stephanus (Étienne) (geb. 1503), Sohn des Heinrich Stephanus († 1520), eines angesehenen Buchdruckers zu Paris, der seinen angestammten Adel aufgegeben und gleichmüthig die väterliche Enterbung ertragen hatte, um sich der Typographie zu widmen, wurde wegen des innern und äußern Werthes seiner typographischen Leistungen von dem kunstliebenden König Franz I. (1539) zum königlichen Buchdrucker ernannt. Nicht unbedeutend sind seine Ausgaben Cicero's und anderer alten Schriftsteller; vor allem dankte ihm aber (1531) seine Zeit einen beim Mangel brauchbarer Vorarbeiten unter unsäglichen Anstrengungen gesammelten lateinischen Sprachschatz, welcher lange Zeit der vollkommenste blieb, noch 1734 in London, 1740 in Basel wieder aufgelegt wurde, und die Grundlage von M. Gesners und Forcellini's großartigen Leistungen in diesem Fache bildete. Robert war dem allmählig in Frankreich Fortschritte machenden Protestantismus innig zugethan und beförderte ihn durch einen kühnen Schritt, bei welchem unsre Theologen ebenfalls thätig gewesen zu sein scheinen, indem er (Paris 1545) die Zürcherische lateinische Uebersetzung der Bibel von 1543 der von der katholischen Kirche als allein gültig anerkannten Vulgata zur Seite abdruckte; freilich nur mit den Aufschriften: Alte Uebersetzung: Neue Uebersetzung, ohne Nennung des Verfassers, unsers

*) Die Hauptquellen sind: *Th. Jansson ab Almeloveen de vitis Stephanorum*. Amstelod. 1683. 8. — *Mich. Maittaire Stephanorum historia*. Londini 1709. 8. — *Firmin Didot essai sur les Étienne: Oeuvres* Vol. 2. p. 191—227. Paris 1826. 8. Deutsch in *Vothe's Janus*. Zürich 1837. S. 162. — Franz Passow, *Heinrich Stephanus*: in *Raumers historischem Taschenbuch*, zweiter Jahrgang. Leipzig 1831. Diesen Aufsatz unsers viel zu frühe der Wissenschaft entrißenen Freundes haben wir hier vorzüglich benutzt, mit Uebergang des nur Philologen Anziehenden. — *E. Greswell, a view of the early Parisian Greek press*. Oxford 1833. 2 Vol.

Leo Judä, und des kezerischen Ortes, woher sie stammte. Alsobald verfolgten ihn die Doctoren der Sorbonne mit blutigierigem Fanatismus; nicht weniger als sechs und vierzig Kezereien warfen sie ihm vor; seine Bibel wurde (1547) streng verboten, er selbst verurtheilt; um nicht das Schicksal so vieler hingerichteter Glaubensgenossen zu theilen, flüchtete er sich nach Genf, wo er sich offen zu der reformirten Kirche bekannte, in einer neu errichteten Officin emsig fortarbeitete, und geachtet in seinem neuen Vaterlande 1559 starb.

„Roberts Gattin, Perrette, war die Tochter des sprachgelehrten Buchdruckers Todocus Badius Ascensius, der mehrere lateinische Schriftsteller mit eigenen Anmerkungen erläutert aus seinen Pressen hervorgehen ließ. Auch seiner Tochter war das Lateinische beinahe zur andern Muttersprache geworden; mit solcher Fertigkeit und Richtigkeit war sie dieselbe zu sprechen gewohnt. Nun hatte Robert eine Zeit lang zehn Gelehrte aus verschiedenen Ländern Europa's bei sich im Hause, die zu den mancherlei Geschäften bei seiner Druckerei angestellt waren, und daneben einen wissenschaftlichen Kreis bildeten, in welchem die lateinische Sprache das Alle verknüpfende Band wurde. In diese Unterhaltungen, so wie in die gemeinschaftlichen Tischgespräche, zog der Zufall bald Diesen, bald Jenen vom Hausgesinde; manches ließ die Verwandtschaft mit der Muttersprache verstehen, anderes wurde errathen, manches dann auch wohl hinzugelernt; genug, es wurde bald zum Herkommen, daß Diener und Mägde in Robert's Haus das Latein Anderer verstanden, auch wohl selbst sich lateinisch auszudrücken im Stande waren.

In diesem kleinen lateinischen Freistaate, der sich so natürlich und ächt gesellig gestaltet hatte, wurden dem Haupte desselben, nebst mehrern Töchtern, drei Söhne geboren, Heinrich (1528), Robert und Franz. Auch die beiden letztern widmeten sich der angestammten Kunst, allein sie erreichten nie den Ruf ihres ältesten Bruders.“

Für jeden Sünling ist es von äußerster Wichtigkeit, daß er in den beiden Scheidezeiten vom Schüler zum Gymnasiasten, von diesem zum Hochschüler den Stimmen lausche, welche an seinen Geist ergehn, und ihnen folge. Bald ist es die eines geliebten, oft ermunternden, oft auch streng tadelnden Lehrers; bald ruft ihm ein Alter etwa folgende Worte zu: „Alle Menschen, welche sich mühen mehr zu sein als die übrigen lebendigen Wesen, sollen mit höchster Kraft dahin streben, durch das Leben nicht in Stillschweigen hindurch zu gehen, gleich den Thieren, welche die Natur danieder gebeugt und dem Bauche unterthan gestaltet hat;“ bald geht die göttliche Stimme in einem Augenblicke höherer Weihe ganz aus dem Innersten des geistigen Lebens hervor.

So bei Heinrich Stephanus. Er hatte seinem ersten Jugendlehrer zugehört, als er reifern Jünglingen die Medea des Euripides erklärte, sie mußten das Trauerspiel auswendig lernen und frei vortragen, wie zu Zwingli's Zeit auch des Aristophanes Plutos von Zürcherischen Jünglingen einstudirt und aufgeführt wurde.

„Von dem Wohlklange der Sprache und des Versbaues mächtig ergriffen, erklärte der Knabe, er wolle vor allem das Griechische genau erlernen; aus den lateinischen Unterhaltungen, die er ja von Kindheit auf im väterlichen Hause gehört, habe er genug gewonnen, wo es noch fehle, werde die Muttersprache nachhelfen. Die griechische Grammatik war nun bald durchgemacht, etwa nach Laſkariſ oder Urbanus. Der Vater willigte billigend ein; und in kürzester Zeit las Heinrich eben jene Medea und trug dann die Reden der Heldin und des ungetreuen Jason*) vor; übersezte nicht, wie es sonst gewöhnlich war, Wort für Wort ins Lateinische, sondern lebendiger ins Französische.“ Unstreitig ist es besser die wissenschaftliche Bildung mit der griechischen Sprache zu beginnen, wenn man zwei, drei ausgezeichnete Köpfe, wie unsern Heinrich Stephanus, vor sich hat; in den gemischten Classen, wie öffentliche Anstalten sie darbieten, geht es für ein und allemal nicht an.

Dadurch, daß er dem innern Triebe gehorchte, gelangte er zu seiner Bestimmung, die griechische Philologie ohne Vernachlässigung der lateinischen höher zu heben und allgemeiner zu verbreiten, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Schon als achtzehnjähriger Jüngling (1546) half er seinem Vater bedeutend bei der ersten Ausgabe des griechischen Urtextes von Dionysios des Halikarnassensers römischen Alterthümern.

Das war eben die Freude der damaligen Philologie, daß jedes Jahr so zu sagen, neue bedeutende Reste des Alterthums zu Tage gefördert wurden, wie freilich auch zu unserer Zeit Mai und Andre Unbekanntes fanden. Allein die Freude, der Genuß war damals größer und allgemeiner, mochten auch früher einige nie ganz zuverlässige lateinische Uebersetzungen von italienischen Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts gebraucht worden sein.

*) Unſre Hauptquelle fügt noch hinzu „der Kreuſa“ (ſtatt des Kreon), ein Verstoß ganz wie wenn Schloſſer den Untergang von Euripides Ion betrauert, Cicero ſagt, Odysſeus habe, nach Ithaka zurückgekehrt, Niemanden der Seinigen erkannt, Themistoſtes ſei aus der Verbannung wieder nach Athen gekommen (Themistoſtis fuga reditusque); alles einzelne Menſchlichkeiten, welche der Schüler niemals benutzen ſoll, um einen ſonſt achtungswerthen Lehrer lächerlich zu machen.

Der Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Philosophus, eine der edelsten Erscheinungen in der gesammten Menschheit, schreibt zu seiner eigenen Belehrung und steten Besserung ein Tagebuch, hundert sechsßzig Jahre nach Christus; vierzehn Jahrhunderte später (1558) läßt es ein redlicher Schulmann von Augsburg, als Bürger hieß er Holzmann, als Philolog Kylander, in der Gefnerischen Buchhandlung zu Zürich, das, als jener Kaiser lebte, eine ärmliche Zollstätte (Statio Turicensis quadragesimae Galliarum) war, zum erstenmale drucken, und gibt den stoischen Selbstbetrachtungen des edeln Weltherrschers eine lateinische Uebersetzung bei. Es scheint mährchenhaft, und ist doch wahr. Aehnliches aber ereignete sich damals häufig; so erscheint Polybius zuerst in Hagenau, Aelians Thiergeschichte besorgt von Gefner wie Antoninus in Zürich.

In diese erste Periode fällt dann auch der griechische Briefwechsel zwischen Stephanus und Gefner *).

Gefner hatte einige seiner Schriften dem Robert Stephanus geschenkt. Heinrich entgegnet folgendes in sehr gutem Griechisch und mit zierlicher Handschrift:

„Sehr erfreulich war es uns, mein Theurer, daß du uns der Mittheilung deines Schreibens und deiner Werke würdigtest, ungeachtet du, so viel ich wenigstens weiß, von meinem Vater bisanhin noch kein Andenken erhieltest. Hat nun Sokrates Recht, wenn er sagt, sehr großes Lob verdiene der Mann, welcher seinen Freunden zuvorkommend, ihnen Gutes erweise, so könnte man uns billigermaßen des Dankes zeihen, wenn wir das Wohlwollen gegen uns nicht erwiderten, welches du durch deine früher kommenden Gaben so deutlich an den Tag gelegt hast. Damit also Niemand uns den Vorwurf der Undankbarkeit zu machen berechtigt sei, senden wir dir hier Gegengeschenke, mein Vater Bücher, ich einen freilich nur schnell hingeworfenen Brief; denn da ich sah, wie er tausenderlei Dinge zu thun hat und von so vielen Sorgen für dieß und jenes in Anspruch genommen wird, daß er, wie man etwa zu sagen pflegt, nicht einmal Murre findet, sich das Ohr zu kraken, so übernahm ich als Nebenarbeit das Geschäft beiliegendes Schreiben zu entwerfen, obwohl auch ich nimmer Zeit finde, an andres zu gehen, als an solches, womit es jedesmal bei uns am meisten Eile hat. Mein Vater selbst nun sendet dir theils das verlangte Buch, theils auch den Alexander von Tralles, welchen wir jüngsthin gedruckt haben, und zwar, weil er durch mich vernahm, du gehörest zu den ausgezeich-

*) Er findet sich auf der Zürcherischen Stadtbibliothek Mss. C. 50 a. 723. in einem Folio-bande von Adversarien und Briefen Gefners und seiner Freunde.

netesten Arzneikundigen und Liebhabern trefflicher Aerzte. Vor nicht langer Zeit haben wir außer jenem auch das geographische Lehrgedicht des Dionysios von Alexandria, nebst dem Commentar des Eustathios, herausgegeben; ferner Dion's römische Geschichte in dreiundzwanzig Büchern. Wir fanden es nämlich für passend, gleich an diesen Schriftsteller zu gehn, nachdem wir früher des Dionysios von Halikarnassos elf Bücher römischer Alterthümer hatten erscheinen lassen und außerdem noch mehrere andere auf die Rhetorik bezügliche Schriften desselben Dionysios. Von diesen letztern gab zwar einige schon Aldus heraus; aber durch eine solche Menge Druckfehler entstellt, daß gar vieles darin dunkel und unverständlich bleibt. Nimmst du den Dion zur Hand (es werden, denk' ich, bei euch manche denselben angeschafft haben), so findest du zwölf Blätter seinem Werke beigegeben, in welchen ich nach dem Auftrage meines Vaters einige verdorbene Stellen zu berichtigen versuchte, besonders auch weil wir einer bessern Handschrift ermangelten. Nun wünschte ich gar sehr, daß du, wenn du zufällig eine alte und glaubwürdige erhieltest, die von mir vorgeschlagenen Berichtigungen mit den Lesarten der deinigen zusammenhjeltest, damit ich einmal erführe, ob ich das Ziel getroffen oder auch verfehlt habe und ohne Wissen Statt eines Berichtigers ein Verschlimmbesserer geworden sei. Wohl weiß ich, du wirst im Falle der Möglichkeit, meine Bitte aufs Bereitwilligste gewähren. Gegenwärtig haben wir des berühmten Budäus Commentarien über die griechische Sprache unter der Presse, in welcher neuen Auflage er ganz den Spruch bestätigt: „Die zweiten Ueberlegungen sind die weisern.“ Manches hat er berichtigt, besser geordnet, ungemein viele Nachträge beigelegt. Aber weil wir einmal der Commentarien erwähnen, so möchte ich dir noch die Frage vorlegen, ob diejenigen Recht oder Unrecht haben, welche behaupten, auch Joachim Camerarius, der über alles Lob erhabene Mann, sei gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines ähnlichen Werkes beschäftigt. Hier nun schliesse ich meinen Brief, weil meine Geschäfte es einmal nicht gestatten Mehreres zu schreiben u. s. w.“

Gesner erwiedert: Senes sei der erste griechische Brief, der an ihn gerichtet worden, seine Antwort ebenfalls die erste in dieser Sprache: sein Freund möge ihn daher nachsichtsvoll beurtheilen; so zierlich und gewandt vermöge er sich nicht auszudrücken. „Ueberhaupt war es von Kindheit an meine Weise mich mehr mit den Dingen selbst und den Gedanken, als den Zeichen derselben, den Worten, zu beschäftigen.“ — Nach einem herzlichen Danke für die erhaltenen Gaben, welche ihm, so lange er auf Erden weile, ein theures Angedenken bleiben werden, fährt er fort: „Alle tüchtigen und wissenschaftlichen Männer freuen sich mit mir darüber,

daß sie tagtäglich durch eure Bestrebungen so viele nützliche Bücher gewinnen, welche euch unstreitig unsterblichen Ruhm bringen werden. So vielen Werth ich auf Werke setze, welche der Menschheit durch erweiterte Kunde der Geschichte, der Natur, der Sprachen förderlich sind, welcher Art die meisten der von euch herausgegebenen sind, so sehr ekeln mich diejenigen entgegengesetzter Art an, die den Anstand verletzenden, die Liebesgeschichten, unklare und zwecklose Dichtungen, kurz alle die Tändeleien, welche nicht nur dem jugendlichen, sondern jedem Alter Nachtheil bringen, und zwar um so mehr, je zierlicher und wohlkautender sie in Hinsicht des Stiles abgefaßt sind. Aus euern Pressen hingegen gehen immer die für göttliche und menschliche Wissenschaft erspriechlichsten hervor, und so schreiet ihr schön und löblich, unter dem Schutze der euch Glück spendenden Gottheit vorwärts; auch fördert ihr eifrig, so sehr ihr es nur vermöget, die Frömmigkeit.

Griechische Handschriften gibt es hier in Zürich durchaus keine, weshalb ich dir für die Berichtigung Dion's nichts verheissen kann. Wohl weiß ich, daß sich in einigen Bibliotheken Italiens sein Werk vorfindet, auch wird es zu Augsburg nebst einigen andern Handschriften öffentlich aufbewahrt. Allein die dortigen Machthaber sind so unedler und kleinlicher Sinnesart, wahre „Hunde auf dem Heuhaufen“, wie das Sprüchwort sagt, daß ich gar keine Hoffnung hege, sie jemals zu erhalten. Joachim Camerarius*) soll ein ziemlich ausführliches Werk über die Theile des menschlichen Leibes bereits vollendet haben, welches, ich weiß nicht wann, in Basel erscheinen wird: der Inhalt desselben ist nicht eigentlich anatomischer und medicinischer, sondern mehr philologischer Natur, das Ergebniß seiner mannigfaltigen Studien. Erfahre ich etwas genaueres darüber, so will ich es dir mittheilen. Wegen der Menge Geschäfte, welche mir alle Muffe rauben, schließe ich meinen Brief. Lebe wohl!”

Beide Briefe ermangeln der Zeitangabe, fallen aber in das Jahr 1549 oder 1550**). Stephanus war also einundzwanzigjährig als er zierlich Griechisch schrieb. Etwas Französisches hat das Vorschieben der unendlichen Beschäftigungen, das Aufzählen der Leistungen der väterlichen Pressen, und denselben Charakter tragen auch seine spätern Briefe, Gedichte und Flugschriften. Ueberhaupt haben wir selten einen so leichten Sinn, einen so burlesken Humor mit solch ungeheurer Arbeitsfähigkeit verbunden gesehen.

Mehrere Monate nachher empfiehlt Stephanus seinem Freunde zwei fran-

*) *Joachimi Camerarii Commentarii insignes utriusque linguae. Basileae 1551. Fol.*

***) Gewöhnlich nimmt man an, Heinrich habe von 1547—1550 seine erste Reise nach Italien

jösische Jünglinge, von Genf aus, „wo ich bei Calvin wohne, einem Manne, für welchen jedes Lob zu gering ist; ich habe ihn zu meinem Führer erkoren, und glücklich schätze ich mich einen solchen Lehrer gefunden zu haben.“

Er sendet seinem Gefner ein Lobgedicht in griechischen Jamben, dessen Inhalt folgender ist:

„Wohl prägtest du dir Platon's Lehre ein, der allen Sterblichen anrath, so lange sie auf Erden wallen, Tag und Nacht darnach zu trachten, Eltern, Freunden, und dem Vaterland in Wort und That zu frommen. Von weisen Männern noch als Platon lerntest du, wessen er nicht kundig war, es ziemt sich, die Gottheit, unsers Lebens Geberin, immer dankbar zu verehren und was ihr gefällig ist, zu thun.

Wie ganz du diesen Sprüchen folgst, mein Gefner, davon legt dein Wirken klares Zeugniß ab; der Gottheit Beifall ruht darauf; nicht nur den Bürgern deiner Heimath, deinen Freunden und Erzeugern nüttest du, nein Allen, die nach Weisheit streben. Dagegen lehnt sich selbst der Neid nicht auf. Um nur Einer Leistung zu gedenken, welche unsägliche Arbeit läsest du der Nachwelt da, wo du Gestalt und Natur der Wesen, so viele ihrer Erde, Luft und Meer ernährt, zum Theil von deinem Auge selbst geschaut, zum Theil aus fremder Kunde dir bekannt, in Einem Buch geschildert hast, wofür dir billig alle dankbar sind, alle dich bewundern. In Einem nur fehlst du, (wohl darf dem Freund der Freund nichts bergen), vergessen hast du Platon's Lehre: „Ein Jeder sei zuerst für sich geboren; dann für die Andern, nicht ausschließlich sich allein.“ Du aber, mein so theures Haupt, scheinst nur für Andre dich zu mühen, als seist du nur für Andre da und nicht für dich.“

Gefners Antwort auf Heinrich's zweiten Brief enthält merkwürdige Klagen über die überhand nehmende Lauigkeit: „Bei uns, sagt er, schwindet, ich weiß nicht wie, zum Theil durch Nachlässigkeit, zum Theil durch menschliche oder kosmische oder dämonische Einwirkungen, jener feurige geistliche Eifer allmählig dahin. Und gar sehr auffallend ist dieß bei uns sowohl, als an vielen Orten Deutschlands. Denn weit großartiger und kräftiger waren unsre ersten Bestrebungen, da die Herzen noch wie von einem frisch aufloodernden Feuer glühten, welches zu unterhalten und zu mehren die Menge sich nicht kümmert und es der Gefahr aussetzt, bald gänzlich zu erlöschen. Ich schreibe dir dieses deshalb, damit nicht, wenn du

gemacht. Allein die Daten des Alexander Trallianus, Dion, Dionysius beweisen, daß er wenigstens 1549 sich bei seinem Vater befand.

zu uns kommt und allenthalben auf Erscheinungen des Lebens trifft, welche mit der gesunden Lehre nicht im Einklange stehn, die solches sonderbar und unerwartet vorkomme." Zu dieser Abnahme der ursprünglichen Reformations-Begeisterung trug wohl die immer sichtbarer werdende Erstarrung der Dogmatik Schuld, während Zwingli's und der ersten Reformatoren Lehre den klaren Verstand, das empfängliche Gemüth des Volkes ansprach und ein höheres Leben anzuregen vermochte. Merkwürdig genug ist es, daß Gefner solche Besorgnisse schon fünfzehn Jahre früher äußerte, als das helvetische Glaubensbekenntniß zu Stande kam (1566), dessen letzte Folge unsere Formula Consensus war. So wie diese aus völliger Geistlosigkeit und Unmöglichkeit des Fortbestehens erstarb, so trat auch die jetzt nur noch als Urkunde früherer Meinungen vorhandene Confession immer weiter aus ihrer äußern Gültigkeit zurück.

Mitten in den Händeln, in welche Robert wegen seiner Zürcherbibel gerieth, schickte er den Sohn nach Italien, um dort in den Bibliotheken auf die Jagd zu gehen; so nannte er's. Wie gut Heinrich seine Zeit zur Vergleichung wichtiger Handschriften und zum Abschreiben ungedruckter Werke des Alterthums benutzte, welche Schätze mannigfaltiger Gelehrsamkeit er heim brachte, bezeugt seine ganze folgende schriftstellerische Thätigkeit; aber nicht minder ließ er es sich angelegen sein, freundliche Verbindungen mit den geistreichen und einsichtsvollen Männern einzuleiten, an denen Italien damals so reich war. Eine seiner glänzendsten Entdeckungen waren dem Scheine nach die Anaerontischen Gedichte (1554), an deren Richtigkeit zu zweifeln in Frankreich und Italien jetzt noch beinahe als Kezerei betrachtet wird, während es in Deutschland für ausgemacht gilt, daß es nicht sehr bedeutsame Erzeugnisse einer weit spätern Zeit sind.

„Im Jahre 1556 begab er sich auf längere Zeit nach Genf, um seinem Vater bei der Herausgabe der Sprichwörterammlung des Erasmus, eines Lieblingsbuches des sechszehnten Jahrhunderts, zu helfen. In seinem letzten Willen verfügte Robert, daß Heinrich, als Haupt der Familie, die Fürsorge für seine Geschwister übernehmen und dem ganzen Hauswesen vorstehen solle; Bedingung dabei war, daß dieses nie wieder zurück nach Paris, noch anderswohin verlegt werden dürfe. So war also Heinrich für sein ganzes übriges Leben an Genf gebannt, aber der reizende Wohnort konnte ihm nicht lange mehr gefallen, sobald er den Zwang an die Stelle freier Wahl getreten sah. Die Buchdruckerei wurde zwar anfangs mit unermüdeter Thätigkeit fortgesetzt und arbeitete auch dann fort, wann er abwesend war. Er selbst aber, je nachdem ihn eine schriftstellerische Arbeit fortließ, folgte dem Zuge seiner mit jedem

Jahre unsteter werdenden Sinnesart und er schwärmte dann bald in Frankreich, bald in Deutschland jahrelang umher, bis die Laune ihn auf kurze Zeit wieder nach Genf oder auf sein nahes Landgut Grivères zurückführte.

Schon 1562 drohte eine Krankheit ihn auf immer der wissenschaftlichen Thätigkeit zu entfremden, und nur ein sonderbarer Zufall verhalf ihm wieder auch zu geistiger Gesundheit, wie er mit vieler Laune in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Hypotyposen des Sextus Empiricus erzählt. „Da ich mir durch übertriebene Anstrengungen das viertägige Fieber zugezogen hatte, machten mir alle meine Bekannten wetteifernd Vorwürfe über mein unsinniges Arbeiten und maßen ihm ausschließlich die Schuld meines Uebels bei. Was konnte dieß für eine andere Folge haben, als einen unbezwinglichen Haß gegen ein Treiben, das mein Leben gefährdete? Ja es war so weit gekommen, daß ich nicht nur diesen oder jenen Schriftsteller insbesondere nicht mehr leiden konnte, (sonst hätte vor allen andern aus Pindar meinen Abscheu verdient, weil ich mir die körperliche Krankheit zunächst durch die gewaltige, auf die Uebersetzung desselben verwendete Mühe zugezogen hatte,) nein, die Schuld eines einzigen dehnte ich auf alle aus, so daß ich mich nicht nur vor den Nachstellungen Pindarischer oder ähnlicher Erzeugnisse hüten zu müssen glaubte, sondern Argwohn gegen alle Bücher ohne Ausnahme hegte; alle gewährten mir einen düstern und widerlichen Anblick, ja wenn ich nur an irgend eine frühere Lectüre zurückdachte, so war es mir, als wenn man mir eine kaum verharste Wunde wieder aufriße. In diesem unglücklichen Zustande traf es sich einmal, daß ich meine Bibliothek betrat, aber die Hand vor die Augen haltend, damit mir der Anblick der Bücher nicht die Galle aufregte. Während ich nun in einem Schranke allerlei alte Schriften durchstöberte, geriethen mir zufällig einige Blätter in die Hand, auf welche ich einst in der Eile die Uebersetzung mehrerer Abschnitte des Pyrrhonischen Lehrbuchs von Sextus hingeworfen hatte. Diese reizten mich gleich beim ersten Wiederlesen zum Lachen, (ein Heilmittel, dessen ich nach dem Ausspruche der Aerzte im höchsten Grade bedurfte;) zehnmal wiederholt gefielen sie mir immer mehr, an ihnen nur fand ich lange Zeit Behagen; kurz ich sagte von den Skeptikern, was Homer von Tiresias:

Sie nur haben Verstand; denn andre sind flatternde Schatten.

Wie einen Glücksfund raffte ich meine Papiere zusammen, suchte aufs sorgfältigste und ängstlichste die griechische Handschrift, woraus ich jene Kapitel übergetragen hatte; endlich fand ich sie mit vielem Staube bedeckt und beinahe mit Schimmel überzogen; so unbeachtet von mir lag sie seit langem in einem Winkel da. Mit wieder zurück-

fehrenden Kräften und gleichsam erneuertem Geiste machte ich mich unverzüglich und muthig an die Uebersetzung des Ganzen, setzte diese Arbeit allen Schwierigkeiten zum Troste fort und ließ nicht davon ab, bis ich die letzte Hand daran gelegt hatte. So gelangte ich wieder zu meiner frühern Thätigkeit." Manches ist hierin offenbar Scherz, allein der Fortdauer seiner regen Geisteskraft verdanken wir die ein Decennium später, in dem verhängnißvollen Jahre der St. Bartholomäushochzeit (1572) bewerkstelligte Vollendung seines Hauptwerkes, des griechischen Sprachschazes. „Werklich im Zunehmen erscheint von da an, sagt Passow, Heinrich's peinliche Unstetigkeit; es ist, als wäre mit jenem der Beruf seines Lebens erfüllt, und keine fernere seiner würdige Bestimmung mehr zu finden."

Dagegen lassen sich doch einige Einwendungen erheben. Allerdings war es wohl unmöglich, nach dem Thesaurus irgend ein zweites, intensiv und extensiv gleich großartiges Werk zu unternehmen. Allein es folgten noch die griechischen Redner (1575), die bis auf Bekker genügende Arbeit über Platon (1578), Sokrates (1593), um so viele kleinere Ausgaben und Schriften zu übergehn. Zudem verwandte er seine geistigen Kräfte auf manches, dessen Ausführung seine ökonomischen Mittel nicht auszuführen gestatteten, zumal der Titel, den er sich lange gab: „des erlauchten Mannes, Ulrich Fugger's, Buchdrucker," ihm jährlich nur fünfzig Thaler eintrug. Zu dem ungeachtet aller Mühe nicht Vollendeten gehören vor allem seine bedeutenden Vorarbeiten zu Cicero, welche spurlos verloren waren, bis die Zeitschriften (1832) folgendes meldeten:

„Bei einem Antiquar in Orleans ist ein Exemplar Cicero's mit breitem Rande gefunden worden, worin mehr als viertausend Berichtigungen von dem berühmten Heinrich Stephanus und einem andern Philologen stehen, dessen Handschrift nicht ausgemittelt werden konnte. Sehr wahrscheinlich war dieß Exemplar dazu bestimmt, zur Grundlage einer neuen Ausgabe der sämtlichen Werke Cicero's zu dienen, von welcher Stephanus in der Vorrede zu den Castigationes in quam plurimos locos Ciceronis spricht." (Obenhin erwähnt er ihrer auch in dem Briefe über seine typographischen Unternehmungen.) „Fünfhundert Franken wurden dafür angeboten; allein der Eigenthümer verlangte zweitausend vierhundert, wovon zweihundert dem Hospital in Lyon als Geschenk übermacht werden sollten." Warum dieß Opfer, geht aus dem Schlusse unsers Aufsazes hervor.

Hat Heinrich die Ausgabe seines wackern Oheims, Karl Stephanus (1555), oder die des Lambinus (1566) berichtigt? Dieß wissen wir nicht; vermuthen aber für einmal das letztere. Ferner beabsichtigte er noch folgende Unternehmungen durch-

zuföhren: Aristophanes, Strabo, Lucian, Athenäus, Stobäus, Livius, Plinius; Roberts lateinischen Sprachschaz, vielfach berichtigt und erweitert; ein griechisch-lateinisch-französisches Wörterbuch; eine hebräisch-lateinische Bibel, vielleicht auch noch mit Beifügung der Siebzig^{*)}; welches alles eben so wenig erschien, als Cicero. Aus einem so reichen Leben muß natürlich manches Schiffbruch leiden, während das durch Trägheit und Geistesarmuth gesicherte sich keinem Verluste ausgefekt sieht und sich dessen schon darum freut, weil es unfähig ist, sich mit dem thätigen zu vergleichen, weit fähiger meistens, es zu verspotten. Somit versank Stephanus nach dem Höhepunkte seiner Leistungen (1572) dennoch keineswegs in Apathie oder Sinnengenuß; ja, was er nachher noch zu Tage förderte, hätte hingereicht, ihm einen dauernden Namen auf Jahrhunderte hin zu sichern. Ueberhaupt glauben wir, keiner von uns allen sei berechtigt, irgend einen Mann der Vorzeit, welcher vor seinem fünfundvierzigsten Jahre so viel vollendete, als Stephanus, gleichsam zur Rechenschaft zu ziehn: „Warum nicht noch mehr?“ „Sedenfalls hab' ich etwas mehr geleistet, als Ihr.“ wäre seine genügende Antwort.

Ueberdies geht aus seinen Briefen unwidersprechlich klar hervor, daß nicht bloß innere Unruhe ihn in der Welt herumtrieb, sondern daß er seine häufigen Reisen nach Frankfurt, dem damaligen Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, vornämlich deshalb unternahm, um seine zahlreichen Verlagsartikel und vor allen den Sprachschaz anzubringen. Nicht nur die Buchhändler bezogen die Messen, sondern auch eine Menge von Gelehrten verfügten sich dahin, um sich die angelangten Neuigkeiten zu besehen, das Nothwendigste gleich anzuschaffen und Gelegenheit zu einem traulichen Sdeentausch zu finden^{**}). Bei den traurigen Wirren jeder Art gewährte Frankreich damals weniger Abnahme; in Italien war besonders nach dem Schlusse des tridentinischen Conciliums (1563), wodurch jede freiere Geistesregung für Jahrhunderte gehemmt wurde, auch das Unschuldigste aus der kezerischen Offizin verdächtig, ja verboten.

Hier scheint es nun der Ort zu sein, eine Uebersicht von Heinrichs Leistungen im Allgemeinen zu geben, und zwar nach vier Rubriken, griechischer Sprachschaz, Ausgaben der Klassiker, lateinische Arbeiten in gebundener und ungebundener Rede, französische Schriften.

„Wenn auch alle übrigen Werke des Heinrich Stephanus das Loos der

*) De statu suae typographiae p. CCLXXXVIII.

**) H. Stephani Francofordiense emporium (Genevae) 1574. p. 24.

Vergänglichkeit erfahren sollten, in ungemindertem, ja erhöhtem Glanze wird sein griechischer Sprachschatz dauern, dieß Werk des beharrlichsten Fleißes, der umfassendsten Belesenheit, der vollkommensten Sprachkenntniß und des besonnensten Urtheils. Ein solches Werk von den Grundlagen auf neu zu erbauen war schon des rastlosen Robert Stephanus Absicht und vieles wurde im Stillen dazu vorbereitet. Ihn hinderte ein früher Tod; aber er befahl seinem Sohne die Ausführung als theuerstes und liebstes Vermächtniß an; es konnte keinen treuern Händen anvertraut werden.

Wie Heinrich Stephanus gearbeitet hat, ist unerklärlich, unbegreiflich; zwölf Jahre nach des Vaters Tod (1572) trat der ganze Thesaurus in fünf Folio-bänden zu Genf (nicht zu Paris, wie es gewöhnlich heißt) ans Licht. Die Zwischenzeit aber war nicht bei ungestörter Muße einzig dieser Arbeit zugewendet, in seinem Arbeitszimmer verlebte; sie war durch wiederholte Reisen nach Frankreich und Deutschland unterbrochen, durch eine ansehnliche Reihe von wenigstens zwanzig dazwischen ausgearbeiteter Werke, zum Theil von ziemlichen Umfange, Jahr für Jahr bezeichnet. Diese Thatsache zeugt mehr als Alles für die gewaltige Geisteskraft, mit der er jedesmal seinen Stoff ganz und unbedingt beherrschte. Denn auch durch fremde Beihülfe kann er nicht bedeutend gefördert sein; er nennt nur seinen Vater; daß sein Schüler Friedrich Sylburg beigeuert hat, ist anderweitig bekannt; doch darf dieß nicht wohl nicht so hoch angeschlagen werden, wie einige Gegner des Stephanus, besonders in Deutschland, gewollt haben. Die innere Uebereinstimmung des Werkes zeugt am stärksten dagegen.“

„Die Früchte, die Stephanus bei Lebzeiten von seinem unsterblichen Werke davon getragen hat, waren nichts weniger als lohnend und erfreuend. Da der vom Absatz erwartete Gewinn weit hinter den aufgewendeten Kosten zurückblieb, war zunehmende Verarmung die unvermeidliche Folge davon*). Ueber Alles aber wurde

*) Heinrich dichtete darüber folgendes Epigramm:

Thesauri momento alii ditantque beantque
 Et faciunt Croesum, qui prius Irus erat.
 At Thesaurus me hic ex divite fecit egenum,
 Et facit, ut iuvenem ruga senilis aret.
 Sed mihi opum levis est, levis est iactura iuventae,
 Iudicio haud levis est si labor iste tuo.

Nicht ganz reimen sich die Worte: „Der Schatz machte mich einst Reichen zum Armen,“ zu der acht, neun Jahre später erschienenen zweiten Auflage; denn daß diese von Anfang bis zu Ende,

sein schon erbittertes Gemüth durch die wohlberechnete List gekränkt, mit der Johann Scapula auch die wenigstens für die Zukunft gehofften Vortheile vereitelte und auf sich ablenkte. Dieser, ein junger Deutscher *), übrigens ein völlig unbekannter Mann, war während des Druckes Schüler des Stephanus und besorgte die Correctur. Er sah richtig ein, daß der geringe Absatz des Hauptwerks seinen alleinigen Grund in seinem Umfange und der dadurch herbeigeführten Kostbarkeit habe. Ohne Mitwissen seines Lehrers und Herrn fertigte er nun einen Auszug an, der unerwartet in Basel 1579 ans Licht trat, und, wie begreiflich, mit allgemeinem Beifall empfangen wurde, so wie er denn auch eine ansehnliche Reihe von Ausgaben bis in unser Jahrhundert herab erlebte und lange Zeit als Hand- und Schulwörterbuch den ersten Rang behauptete." (In London und Oxford erschienen noch 1820 vermehrte Ausgaben; in Padua werden ungefähr alle zwanzig Jahre unberichtigte und unvermehrte Wiederdrücke gefertigt.) „Je weniger zu leugnen ist, daß Scapula mit Verstand und Einsicht gearbeitet hat, daß sich besonders in der etymologischen Anordnung manches ihm Eigene findet, und diesem in der Regel Vorzüge vor der Anordnung in Thesaurus zugestanden werden müssen, so sind wir doch weit entfernt, die Sittlichkeit eines so arglistigen Verfahrens irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, wenn es auch wohl möglich ist, daß nach dem Buchstaben des Gesetzes nichts dagegen eingewandt werden kann."

Wie weit es dieser schamlose Plagiarius in Verstellung und Lüge gebracht hatte, beweist folgendes. Stephanus sagt in der Vorrede des Thesaurus: „Vor allem ist mein Eigenthum und ohne früheres Beispiel die Anordnung der griechischen Wörter, wodurch der größte Theil derselben auf ihre Wurzeln zurückgeführt wird; so stehen zuweilen zweihundert, ja dreihundert unter dem Stammwort, jedoch nicht

nicht nur theilweise, ein neuer Druck ist, welches Passow noch bezweifelte, hat Didot in der neuen Pariser-Ausgabe unwiderrsprechlich dargethan. Wir erklären uns die Sache so: die Spitze des Epigramms ist etwas hyperbolisch zu nehmen; allerdings mochten seine Fonds nach dem ersten Drucke (1572) ziemlich erschöpft sein, weil er mit der Versendung zuwartete, bis das ganze bogendreiche Werk vollendet war; unsicher war jedenfalls damals der Verschleiß. Doch Heinrich mußte überhaupt kein Sotus gewesen sein, wenn nicht auch er zuweilen gleich seinen jetzigen Kunstgenossen, der unendlichen von ihm gebrachten Geldopfer gedacht und über geringen Absatz seines Verlages geklagt hätte.

*) Sonderbar ist es übrigens, daß er seinen Raub dem Senat der Republik Bern zugeeignet hat, und dabei bemerkt, er habe seine früheste Bildung zu Lausanne empfangen und bekleide nun unter dem Schutze des Senates eine öffentliche Stelle. Sollte er ein Waadtländer gewesen sein?

unter einander gemengt, sondern so, daß sie in geregelten Reihen auf einander folgen." Scapula: „Alle Wörter des nämlichen Ursprunges, welche in den frühern Wörterbüchern der alphabetischen Ordnung nach zerstreut vorkommen, habe ich zusammengestellt; dem Stammworte, als der Grundlage und Wurzel der übrigen, die erste Stelle angewiesen; diesem die übrigen davon stammenden, zuerst die einfachen, dann die zusammengesetzten, in geregelten Reihen untergeordnet. Da ich auf die Vollendung dieses Lexikons sehr viele Zeit verwandt hatte (weil mich theils die Ausdehnung des Werkes selbst, theils meine Amtsverrichtungen, theils Privatgeschäfte aufhielten), so kam mir zufälliger Weise der von Heinrich Stephanus angelegte Sprachschatz in die Hände. So wie ich nur den Titel gelesen hatte, dachte ich, meine Arbeit sei überflüssig. Allein da ich das Werk selbst genauer einsah und bemerkte, daß, außer manchem von meinem Plane abweichenden, auch seine Anordnung von der, welche ich gewählt habe, verschieden sei, da ich ferner diese Thatsache auch meinen Freunden vorgelegt hatte, so gestattete ich endlich, im Vertrauen auf ihr Urtheil und durch viele anderweitige Gründe bewogen, daß meine Arbeit nun ans Licht hervorgehe." Ihm also, dem Corrector des Thesaurus, war derselbe erst, nachdem er bereits sein eigenes Wörterbuch vollendet hatte, zufällig zu Gesicht gekommen! Jedes Wort des Betrügers enthält eine Perfidie, und sein gewissenloses Verfahren bedeckt ihn mit steter Schande.

Stephanus äußert sich über den Verlauf der Sache folgendermaßen: „Da mir Scapula selbst, mehrere Jahre nach der Vollendung meines Thesaurus, eine Probe seines Auszuges vorlegte, und ich ihm nachwies, es finde sich darin viel Tadelnswerthes, schien er seine Unkunde so ganz einzusehen, daß, so wie ich ihm offen sagte, „ich wolle mein Geld nur auf bessere Waare verwenden“, ich in Folge seines damaligen Benehmens glauben mußte, er gedenke seine Zeit von nun an passender zu gebrauchen." Alles dieses trägt das Gepräge der Wahrheit; Scapula entwirft eine Probe des Auszuges, weist solche seinem Principalen vor, in der Hoffnung, dieser werde das Unternehmen billigen und unter vortheilhaften Anerbietungen ungesäumt den Verlag übernehmen; etwas barsch angefahren, unterdrückt er seinen Ingrimm, arbeitet von nun an, ohne dessen je wieder vor Heinrich zu erwähnen, heimlich fort und läßt den Auszug aus Rache unvermuthet erscheinen, während Stephanus arglos denkt, der Corrector habe seine Absicht völlig aufgegeben. In diesem Bestreben studirte der Zurückgestoßene sich immer tiefer in des gehassten Meisters Werk hinein, und so gelang es ihm, der nicht so emsig die Quellen zu durchforschen brauchte, Einzelnes genauer anzuordnen. Mit Recht hätte Scapula sagen dürfen:

„Mein Antrag, Stephanus möchte meine mühsame Arbeit zu Tage fördern, wurde zurückgewiesen; da ich aber glaubte, in manchem eine bessere Ordnung beobachtet und durch meinen durchaus nicht bloß mechanisch gefertigten Auszug die Wissenschaft selbst gefördert zu haben, so hielt ich mich für berechtigt, einen andern Verleger zu suchen.“ Statt dessen erniedrigt er sich zur frechen Lüge, welcher noch Niemand Glauben beigemessen hat. Durch bloße Verstandeshätigkeit hat sich übrigens dieser sittlich durchaus verwerfliche Mensch einen Wirkungskreis von bereits zwei hundert und fünfzig Jahren eröffnet, und wer weiß wie lange noch die guten italienischen und spanischen Gräcisten, ohne je von Passow zu hören, sein Verikon ausschließlich gebrauchen werden.

„Stephanus fühlte sich in sittlicher und ökonomischer Hinsicht gleich tief verletzt, und es ist wahrscheinlich, daß diese herbe Erfahrung an mancher Schrockheit und Bitterkeit Schuld ist, durch die er sich selbst seine spätern Tage verkümmert haben soll. Besonders äußerte er seinen Unwillen auf dem Titelblatte zu der neuen, übrigens nicht vermehrten*) Auflage des Thesaurus ohne Jahrzahl (um 1580), und in einer Warnung an den Käufer, worin er Scapula's Falschheit bitter tadelt.“**)

Nächst dem Sprachschätze bilden die zahlreichen, von den Kritikern jetzt noch gesuchten Ausgaben alter Schriftsteller das Hauptverdienst des Heinrich Stephanus. „Man sieht wohl, daß es sein erstes und dringendstes Bestreben war, die vortrefflichsten Klassiker Griechenlands durch zweckmäßig angeordnete Ausgaben recht Vielen zugänglich zu machen. Darum ist von Homer bis Demosthenes, vom Beginne des griechischen Schriftwesens bis zu seinem Wendepunkt unter der mace-

*) Er nennt ihn einen *επιτομολεξικογράφος*.

**) Heinrich nahm sich vor noch in einem besondern Werke „die Geheimnisse der griechischen Sprache zu enthüllen.“ — Huic autem tractatui *συναγωγήν* quandam Graecarum vocum (partim quae a me et ab amicis post editionem Thesauri observatae, partim quae in lexicis posterioribus inventae fuerint) subiungam. — Haec enim omnia non huic posteriori Thesauri editioni inserere, verum seorsim edere visum est, ne ei qui iam priorem emisset, posterior etiam, si habere illa quoque vellet, comparanda esset: sed in illa eiusque corollario divitiarum Graecarum cumulum et ipse possideret. — Bekanntermaßen wurde der Thesaurus zu London bei Walsh 1816—1828 in 9 Foliobänden, mit einer zahlreichen aber ungeordneten Masse von Zusätzen wieder aufgelegt, zu dem enormen Preise von 1006 Zürchergulden, doch bei gutem Anlasse jetzt auch für den Drittel jener Summe erhältlich. Weit vorzüglicher wird die gegenwärtig bei Didot in Paris erscheinende, von den beiden Dindorf, Dr. Fix und unserm Landsmanne L. von Sinner durchaus neu bearbeitete Ausgabe werden.

donischen Herrschaft, fast kein Dichter und kein Prosaiker, der ihm nicht nach dem Maßstabe jener Zeit Bedeutendes verdankte; Homer, Hesiod, Theognis, die ältesten philosophischen Dichter, Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides^{*)}, Herodot, Thukydides, Xenophon, Ktesias, Platon, die attischen Redner. Auch aus dem alexandrinischen Zeitalter wird kein namhafter Dichter, außer etwa Nonnos vermist; seine griechische Anthologie blieb bis auf Brunck die beste Ausgabe. Aristoteles und Theophrast sind unter den spätern Prosaikern die ersten wenig beachteten; auch auf Polybius verfiel er nie; dagegen besitzen wir wieder vollständige Ausgaben von Diodor, Dionysius von Halikarnas, Plutarch, Appian, Dio Cassius, Herodian, Zosimus, Diogenes von Laerte, von Maximus Tyrius, vom Empiriker Sextus.“ Weniger bedeutend ist, was er aus Handschriften zuerst ans Licht zog, Pseudanakreon, Declamationen des Polemon, Themistius, Himerius. „Von römischen Schriftstellern aber beschränkte sich seine Thätigkeit auf einige Schriften Cicero's, auf Virgil und Horaz, auf Plinius Briefe, Gellius und Macrobius“; — nicht zu vergessen einer niedlichen und sehr seltenen Sammlung römischer Geschichtschreiber (1568) und einer andern der sämmtlichen damals bekannten medicinischen Werke des Alterthums außer Hippokrates und Galenus; von den griechischen gab er jedoch nur die lateinische Uebersetzung (1567). — „Zu der dem Gelehrten noch jetzt unentbehrlichen Sammlung der Bruchstücke aller ältern lateinischen Dichter hatte sein Vater schon trefflich vorgearbeitet.

Mit dem Wunsche raschster und weitester Verbreitung dieser Schriftsteller hing aber nothwendig ein zweiter zusammen, seinen Ausgaben durch möglichst berichtigte Texte den höchsten Grad von Lesbarkeit zu geben. Auf seinen Reisen und durch vielfältige gelehrte Verbindungen hatte er sich in den Besitz mancher wichtigen handschriftlichen Hilfsmittel gesetzt. Aber er schätzte sie nur, um entschieden verdorbene Partien aus ihnen herzustellen, und wo sie ihn, ein sehr gewöhnlicher Fall, im Stiche ließen, so mußte denn ohne weiters das eigene divinatorische Vermögen an dessen Stelle treten, das auch von ihm bei seiner tiefen Sprachkunde oft mit Glück und richtigem Urtheil geübt worden ist.

Es ist dieß aber die Seite, von der man den häufigsten Tadel, die stärksten Vorwürfe gegen seine Ausgaben, namentlich gegen die des Platon und Plutarch, erhoben hat, indem man ihm nicht bloß Uebereilungen und Nachlässigkeiten, sondern auch

*) Von Euripides gab er (1567) nur ausgewählte Tragödien, erst sein Sohn Paulus Stephanus (1602) die sämmtlichen auf uns gekommenen.

absichtliche und wohlbewusste Täuschung seiner Leser über den wahren Ursprung der aufgenommenen Lesarten Schuld gab.

Ihn gegen den erstern Vorwurf in Schutz nehmen zu wollen, wäre vergebliche Bemühung. Stephanus würde seiner ihm zur andern Natur gewordenen Vielthätigkeit haben entsagen müssen, wenn er mit der bis ins Kleinste gehenden Sorgfalt hätte arbeiten wollen, durch die sein trefflicher Zeitgenosse, Friedrich Sylburg, seinen Namen fast sprichwörtlich gemacht hat. Bringen wir aber seinen raschen, stets bewegten Geist mit in Anschlag, lassen wir auch die Schwierigkeiten nicht unerwogen, welche sich damals noch allem wissenschaftlichen Verkehr entgegenstellten, so wird wohl nur anerkennende Bewunderung des unter solchen Bedingungen Geleisteten übrig bleiben. Absichtliche Unredlichkeit aber lag seiner ganzen Sinnesart so fern, daß, gegen solche in literarischen Dingen ihn vertheidigen zu wollen, Beleidigung wäre."

Manchmal ist dasjenige, welches bei Stephanus, Lambinus und andern Philologen jenes Jahrhunderts bloße Conjectur, ja zuweilen verwerfliche Interpolation scheint, vielleicht mit irriger Kritik, aber doch getreu Handschriften entnommen, deren jetziger Verwahrungsort unbekannt ist, wenn sie nicht in jenen Wirren der bürgerlichen Kriege ganz verloren gingen. Und wie oft bestätigen nicht später aufgefundenene Handschriften Lesarten, welche früher keine Autorität zu haben schienen! Ein auffallendes Beispiel solcher Art erlebten wir neulich selbst. Zu Cicero's Rede für P. Sulla fanden sich in Heinrich's Stephanus Castigationes in Ciceronem (1557) so sonderbare Lesarten aus einer nicht näher bezeichneten, später von niemandem mehr eingesehenen Handschrift, daß man ganz daran irre werden mußte; einige durchaus vorzügliche, die Mehrzahl offenbare Verfälschungen, wodurch es sehr zweifelhaft wurde, ob nicht auch jene erstern auf bloßen, wenn schon gelungenen Muthmaßungen beruhten. Der treffliche, aber zu Argwohn leicht geneigte Niebuhr hatte schon 1820 die Treue des Stephanus rücksichtlich der Rede für Fonteius verdächtigt. Das Mißtrauen gegen ihn erhielt neue Nahrung durch die an der Sullanischen gemachten Beobachtungen, und wir sprachen voreilig von einem Pseudocodex des Stephanus. Zufällig erhielten wir eine von Lavinus Torrentius, dem bekannten Herausgeber des Horaz, vor 1600 gefertigten, sehr genauen Vergleichung einer Handschrift des Klosters Park, in welcher sich alles Auffallende der Stephanschen wieder fand, jedoch mit solchen Abweichungen in Andern, daß es nicht eine und ebendieselbe gewesen sein konnte. Das Ergebnis war nun, irgend ein Interpolator vielleicht schon des vierten, fünften Jahrhunderts habe eine ausgezeichnet gute Urhand-

schrift der fraglichen Rede vor sich gehabt; daher manche Verichtigung des gewöhnlichen Textes; jene aber habe er in seiner Abschrift eben so willkürlich überarbeitet, als ein andrer Fälscher Cicero's Orator. Natürlich wurde der erste Anlaß ergriffen, den Verstoß zu berichtigen und Heinrich's Manen feierliche Abbitte zu thun.

Wenn früher die Bibliomanen Englands, Frankreichs, Italiens darauf bedacht waren, um jeden Preis möglichst vollständige Sammlungen der Aldinischen, Suntinischen, Elzevirischen Drucke anzulegen, so wurden die Stephanschen, ungeachtet ihres innern Werthes, mit wenigen Ausnahmen auffallend vernachlässigt, zum Theil schon, weil sie nicht so selten waren, als vornämlich die Aldinischen. Nach Greswell zu schließen, steigt jedoch gegenwärtig in England die Liebhaberei für die griechischen Drucke der Etienne und ihrer Nacheiferer, unter welchen Adrianus Turnebus, der gelehrte Humanist und zugleich königlicher Buchdrucker, die Morel, Patisson, Wechsel jetzt noch auch in künstlerischer Rücksicht mit Recht den ersten Typographen Europa's beigezählt werden.

Von seinen lateinischen Prosen erwähnen wir erstens das jetzt noch klassische Werk über den attischen Dialekt; die muntern*) Dialogen: Pseudocicero, über der frühern Bearbeiter Verstöße in der Wortkritik Cicero's; und Nizoliodidaskalus, gegen diejenigen Pedanten, welche vermeinten, ein ganz vorzügliches Latein zu schreiben, wenn sie jeden Ausdruck mieden, den sie in Nizolius Ciceronischem Wörterbuche nicht vorfanden. Literarisch merkwürdig bleibt das Schreiben über den Zustand seiner typographischen Unternehmungen, namentlich den Thesaurus.**) Weil er nämlich von allen Seiten her mit Erkundigungen darüber belästigt

*) Pseudocic. p. CLX. als einer der Sprechenden, Antonius, über eine schwierige Stelle beinahe in Verzweiflung geräth: *Paullus*: Ne tam cito tu quoque, Antoni, animum desponde. Vereor ne tu, Dionysi, desperatione tua illum quoque in desperationem adduxeris. *Dion.* At ego hoc contigisse aegerrime ferrem. Ac iam elegantissimo versu animum illi addam:

Ne desponde animum; collige, collige eum.

Paull. Cuius est iste adeo lepidus versus? *Dion.* Admiratione vel potius cachinnatione dignissimi versificatoris Leodegarii a Quercu (professoris Parisiensis).

**) Wir heben folgende Anekdote heraus. p. CCCIII. Audite, obsecro, quis animo meo saepe obversetur metus. Metuo certe, ne miseri isti βαρβαρολεξικοσφραπτάται voces quam plurimas commentaticias aut quolibet modo mendosas, quas ego relegavi vel potius ἐς νόσσηας amandavi, tamquam per incuriam a me praetermissas, in meum etiam illum

wurde, so hielt er es für das rathsamste, um Zeit zu gewinnen und doch niemanden der wohlmeinenden Frager durch Stillschweigen zu beleidigen, in einer Druckschrift jeden wünschenswerthen Aufschluß zu ertheilen. Launig genug ist das im Anhang mitgetheilte Schlußgedicht.

Da Heinrich Stephanus die Typographie als eine schöne Kunst betrachtete, sie eben so sehr mit ästhetischem als wissenschaftlichem Sinne übte, wie sich ersteres vor allem durch die nichts zu wünschen übrig lassende Ausstattung seiner griechischen Epiker (1566) kund gibt, so mußte ihn der allmälige Verfall dieser Kunst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts tief betrüben. Der Grund davon lag erstens in dem Schwinden des Schönheitssinnes, welches durch ganz Europa in der Poesie (jedoch mit Ausnahme Shakespeare's und Calderon's), der Malerei, der Bildhauerkunst, der Architektur immer spürbarer wurde; ferner in der im Katholizismus und im Protestantismus gleich düster und schwerfällig sich erhebenden Herrschaft der Theologen, deren Streitschriften und Dogmatiken allerdings graues Böschpapier, abgenutzte Lettern, ins Gelbe spielende Druckerfchwärze genugsam entsprachen. Stephanus fand die Ursache des Sinkens seiner geliebten Kunst zunächst in der Unwissenheit der rein mechanischen Buchdrucker und Correctoren, und ergoß seinen Unwillen darüber in Prosa und Versen. „Wie kann denn (sagt er in den Klagen

Thesaurum intrudant. Quod cum accidet, idem prorsus mihi, quod patri meo, Roberto Stephano, id est, idem meis, quod eius laboribus, usu veniet. Cum enim ille Venetiis agens quandam officinam typographicam ingressus esset, in qua excudebatur eius Thesaurus Latinae Linguae, sumpta in manus charta oculos statim in quoddam vocabulum coniecit, quod se olim reiecissem, dum opus illud construeret, recordabatur. Miratus ergo, suum exemplar adferri ad se iussit, quod suae memoriae non omnino fidendum putaret. Ibi certe vocabulum illud non invenit, sed margini adscriptum, ut insereretur, videt. Tunc eum, cuius manu adscriptum esset, convenire et quo id consilio fecisset, interrogare. Hic vero non aliud respondere quam se non vocabulum hoc solum, sed aliquot alia itidem adiecissem. Quae cum patri meo ostendisset, ea ipsa esse comperit, quae itidem olim reiecerat. Qua ex re tanto dolore exarsit, ut continere se non potuerit, quin illum aliosque, qui ad ditandum praeclaris hisce divitiis Thesaurum operam suam itidem locarant, *asinus Arcadicos* vocaret. — Ganz begreifen wir, wie Robert im Zorne die ungebetenen Vermehrer seines Sprachschazes arkadische Esel nennen konnte; nicht so ganz die anfängliche Langmuth, womit er in der venezianischen Offizin den Nachdruck seines geistigen und ökonomischen Eigenthumes betrachtete. Dieser erschien 1551; der von Robert bescholtene war Nizolius. — Ganz anders äußert sich Heinrich über die Nachdrucker: Fateor me ad haec spectacula quiddam humanitus pati, cum nimirum editiones, quae ad meas seu ex meis effectae sunt, tam misere depravatas conspicio.

der Buchdruckerkunst) die Herausgabe von Druckwerken auf eine würdige Weise von solchen besorgt werden, die mit den Musen keinen Umgang pflegen? So soll denn eine Kunst, deren Obhut und Treue jetzt die Wissenschaften anvertraut sind, von einem unwissenschaftlichen Menschen treu geübt werden? Was wohl, denken wir, würde ein Aldus sagen, wenn er sähe, daß ihm Buchdrucker nachgefolgt sind, von welchen gar viele in den Büchern kaum etwas Anderes zu unterscheiden vermögen, als ob eine Seite weiß oder schwarz sei? Denn die, welche es so weit gebracht haben, griechische Lettern von lateinischen, hebräische von griechischen zu unterscheiden, möchten wohl glauben, es geschähe ihnen gewaltiges Unrecht, wenn man sie den Ungelehrten beizählte. Was würden ferner jener Markus Musurus, jener Janus Laskaris jetzt sagen, sie, durch welche zuerst Griechenland wieder aufzuleben begann, welche uns zuerst die Bahn zu dem Heiligthume der griechischen Sprache eröffneten? Wie, sage ich, würden sie ihren Nerger äußern, wenn sie, die der Buchdruckerkunst so viel Ehre erwiesen, das Amt von Correctoren nicht zu ver-
schmähen, sondern mit allem Eifer zu besorgen, nun zu ihrem Erstaunen sähen, es sei bereits so weit gekommen, daß wenn einer drei lateinische Worte und ebenso viele griechische inne hat, ihm die Correctur der ausgezeichnetesten Schriftsteller beider Sprachen anvertraut wird? Denn wenn man solchen Menschen unumschränkte Gewalt über jene Schriftsteller gewährt, was heißt dieß Anderes als Wahnsinnigen Schwert in die Hand geben? Aus dieser Zahl kannte ich einst einen, der sein Amt so grausam verwaltete, daß er allen Stellen, wo er auf das Wort *procos* (Freier) stieß, eine Wunde schlug, indem er statt jener *porcos* (Schweine) hinein brachte; ebenso, wo *exanimare* (entseelen) vorkam, es in *examinare* verwandelte, so daß er sogar bei Horaz las, *Cur me querelis examinas tuis?* (warum examinirst du mich durch deine Klagen?) Nämlich dieses Wort sowohl, als jenes obige, ja unzählige andere überschritten die Sphäre seiner Sprachkunde. Andere Correctoren sind allerdings etwas bewanderter; aber dennoch, wenn ihnen ein wirklich seltenes Wort in den Wurf kommt, so staunen sie es voller Entsetzen an, wie ein Ungethüm, und ziehen dann ein anderes, ihnen bekannteres, bei den Haaren herbei. Ein einziges Beispiel aus vielen, aber ein sehr auffallendes, will ich anführen. Wo Horaz sagt: *nunc adhibe puro Pectore verba, puer*, so verwandelte dieses *adhibe* ein darüber verblüffter Correctorenschwarm in *adhibe* und beging dadurch in Einem Worte einen mehrfachen Fehler, wie jeder gleich einsieht, der nicht ist, wie sie. Und doch erinnere ich mich, in mehr als dreißig verschiedenen Ausgaben jene treffliche Verbesserung gefunden zu haben. Ja mit der größten Mühe beredete ich endlich einen

Corrector zu Lyon, den Horaz künftighin in jenem Verse unverbessert zu lassen, das heißt, ihm sein *adlibe*, welches auch der Lyoner für fehlerhaft hielt, zu gönnen."

Weniger bedeutsam, als Stephanus profaische Aufsätze in lateinischer Prosa, scheinen uns seine Gedichte; doch ist uns die *Musa monitrix principum*, welcher Passow vorzüglichen Werth beimisst, bisanhin nicht zu Gesicht gekommen. Unser Freund äußert sich über Heinrich's Poesien folgendermaßen:

„Die Lust am Reiten scheint den Stephanen angeboren gewesen zu sein. Von Robert ist es bekannt, daß er die jetzt allgemein angenommene Abtheilung der Bibelkapitel in sogenannte Verse größtentheils beim Reiten vorgenommen hat, wenn auch die biblischen Kritiker meinen, sein Pferd müsse oft gestolpert haben, und dadurch in dem zum Abdruck bestimmten Exemplare der Eintheilungsstrich an die unrechte Stelle gekommen sein."

„Für Heinrich war das Reitpferd der wahre Pegasus, auf dem nach seiner eigenen Versicherung fast Alles entstanden ist, was er Gutes in griechischer und lateinischer Sprache, für ihn gleichviel, gedichtet hat. Es erscheint dieß vollkommen glaubhaft, wenn man erwägt, daß er alle seine Reisen allein und zu Rosß zu machen pflegte, daß gelehrte Studien, die Bücher erfordern, auf solche Weise nicht gedeihen konnten, und daß es ihm also höchst erwünscht sein mußte, wenn eine glückliche Gabe, die bald zur Fertigkeit wurde, ihn anmuthig über jede Langeweile hinweghob, ihn Hunger und Durst, Sturm und Regen vergessen ließ."

Weil indeß seine sämtlichen Poesien rasche Spiele des Augenblickes, Reminiscenzen, Parodien, Scherze waren, denen immer die letzte Feile fehlte; weil überhaupt der Verstand, und wieder als Hauptkraft desselben, der Wit, in Heinrich's ganzer Individualität ein entschiedenes Uebergewicht behauptete, so begreifen wir leicht, warum seine Poesien eigentlich keine Poesie sind, auch niemals einen Sammler fanden, wiewohl in einer neulateinischen Blumenlese manche seiner gelungenern Kleinigkeiten einen Platz neben den Erzeugnissen anderer behaupten möchten. Ueberall scheint ihm das am besten gerathen zu sein, worin er sich einem gewissen kaustisch-satyrischen Hange hingeben durfte; daneben auch seine Uebersetzungen aus griechischen Dichtern, in welcher Fertigkeit er wohl nur durch Hugo Grotius übertroffen wurde.

Unter Heinrich's französischen Schriften ist die bedeutendste seine Vertheidigung des Herodot, welche in Manchem an des originellen Rabelais Gargantua und Pantagruel erinnert, und wegen der alterthümlichen Anmuth und Ein-

falt der Sprache, der lebendigen Darstellung so vieler menschlicher Thorheiten jetzt noch anziehend und für die Sittengeschichte wichtig ist.

„Stephanus hatte (1566) den Herodot herausgegeben und ihm eine lateinische Apologie des Geschichtschreibers beigelegt, besonders um ihn gegen den Vorwurf lächerlicher Leichtgläubigkeit oder absichtlicher Täuschung seiner Leser in Schutz zu nehmen. Doch konnte er seinen Muthwillen nicht zähmen und verglich die verschrienen Wunder des Herodot durchweg mit den Wundern der Päpste und Priester, die bei weitem ungläublicher seien, und die dennoch ein guter katholischer Christ zu glauben nicht ermangele. Diese witzig und geistreich geschriebene Abhandlung machte großes Aufsehen, und Stephanus erfuhr, man wolle sie ins Französische übersetzen. Damit die Arbeit nicht durch ungeschickte Behandlung mißrathe, entschloß er kurz und gut sich selbst dazu. Nun wurde ihm aber unter den Händen ein neues Buch daraus; denn es erwuchs, ehe er sich dessen versah, zur Hauptsache, was ursprünglich Nebensache gewesen war, durchgängiger, heißender Spott über Möncherei und Priestertrug, dann im Allgemeinen über herrschende Unsittlichkeiten der Zeit. Gehören auch die zahlreich eingewebten Erzählungen*) nicht immer zu den züchtigsten, so

*) Heinrich's sprudelnder Muthwille erinnert hier ganz an Fischart's beinahe gleichzeitiges Buch von S. Dominici und S. Francisci artlichem Leben und großen Greweln (1571) und ähnliche Schriften desselben Genies. Dafür daß beide die erzählten Dinge nie übertrieben haben, möchten wir nicht einstehen. Allein das meiste ist thatsfächlich. Folgendes z. B. konnten nur Pfaffen ersinnen, zugleich eine hübsche Probe ihrer leoninischen Poesie: Apologie pour Hérodote Chap. 38: Je veux à present monstrer vn' impudence monstrueuse, ou (s'il est licite d'ainsi parler) vne quint' essence d'impudence, voire d'impudence coniointe avec vne tresabominable impieté. Car voici leurs propres paroles qu'ils ont grauees en lettres Gothiques, en vn tableau de pierre, qui est (au moins souloit estre il n'y a a pas long temps) attaché à vn pilier du temple de S. Estienne à Bourges, pres de l'autel où se chantoit la messe cardinale:

*Hic des devote: caelestibus associo te.
Mentes aegrotae per munera sunt ibi totae.
Ergo venitote gentes a sorde remotae.
Qui datis, estote certi de divite dote.
Te preor, accelera, spargas hic dum potes aera.
Et sic revera secure caelica spera.
Fratres haurite de trunco pocula vitae:
Hic aliquid sinite, veri velut Israelitae.
Crede mihi, crede, caeli dominaberis aede.
Nam pro mercede Christo dices, Mihi cede.*

muß man doch zugestehen, daß die meisten den Charakter der Wahrheit oft nur zu stark aufgeprägt tragen, und daß Stephanus, wenn er einmal die Sitten der Zeit und seine Erfahrungen, besonders die auf den italienischen Reisen gemachten, darstellen wollte, dieß unmöglich auf eine lebendigere und treuere Weise thun konnte. Welchen Beifall das Buch auch bei den Zeitgenossen fand, lehrt mehr als alles Andere der Umstand, daß es noch bei Stephanus Leben elf Auflagen erfuhr (nachher noch zwei). Nicht geringer mag freilich die Erbitterung derer gewesen sein, die sich auf irgend eine Weise betroffen fühlten, besonders des Klerus." — Muß man auch im Allgemeinen einräumen, daß eine solche verb. satyrische Polemik für jenes Jahrhundert des unmittelbaren Kampfes mit dem Papismus eher paßte, als für das unsrige, so gibt es dennoch auch in diesem der Erscheinungen genug, welche beinahe nur durch die Geißel des Spottes dahin verjagt werden können, wo sie hingehören, in das große Gebiet der menschlichen Narrheit. Dort hausen aufs traulichste zusammen der neue Kultus der heiligen *Philomena*, die Marianischen Wundermedaillen, *Hohenlohe's* Mirakel, und von unserer Seite, die von dem guten Doktor *Justinus Kerner* so sorgsam gepflegten Gespenster und Teufelsbesessenen im Schwabenlande. Ganz ähnliches verspottet *Stephanus*. Eine der köstlichsten Legenden theilen wir im Anhang mit, ganz nach des Verfassers Orthographie; sie mag zugleich dem jüngern Leser als erste Sprachprobe des sechszehnten Jahrhunderts dienen, und von

Hic datur exponi paradisi venditioni.

Cur tardas tantum? nummi mihi des aliquantum:

Pro solo nummo gaudebis in aethere summo.

Le sujet de ces vers (ce que ie diray pour ceux qui n'entendent point Latin: ne les ayant voulu traduire, pourceque leur grace consiste en ce qu'ils sont rymez) n'est autre chose sinon que, Qui donne au tronc, va en paradis: (et tant plus il donne, tant plus belle place il-y ha) qui n'y donne point, n'y va point. Car

Hic datur exponi paradisi venditioni

signifie en bon François,

En ce lieu paradis est exposé en vente.

Mais à fin que le lecteur qui n'entend Latin, puisse iuger si i'ay eu raison de dire de ces vers ce que l'en ay dict, ie luy exposeray encore ces deux, *Crede mihi* etc. Car voici qu'ils chantent,

Ayant donné argent, tu seras au ciel Maistre,
Repoussant Iesus Christ de son lieu, pour y estre.

ihm mit dem jetzigen Französischen verglichen werden. Rühmlich bestrebte sich Heinrich seine Muttersprache von den Italianismen zu reinigen, welche die Königin Katharina de' Medici und ihre Höflinge in dieselbe hineingebracht hatten; voll burlesken Witzes sind die zwei darauf bezüglichen Gespräche.*) Zu weit hingegen ging er in der Grille, eine durchgängige Analogie zwischen dem Griechischen und dem Französischen nachzuweisen.

„Sedenfalls ist er neben Amyot, dem so naiten Uebersetzer Plutarchs, und dem geistreichen Montaigne der vorzüglichste französische Schriftsteller der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Er erblickte in der Ehre seiner Muttersprache einen wesentlichen Theil der Ehre seines Volkes.“

Noch bleibt uns übrig, einen Abriss von den letzten Schicksalen Heinrich's zu geben. Das Leben des Gelehrten und des Künstlers sind ihre Werke, ihre Schüler, die von ihnen gegründeten oder erweiterten Bildungsanstalten; weshalb wir einige Anekdoten aus seinem zufälligen Dasein, die mehr Abenteuer betreffen, als daß sie psychologische Aufschlüsse gewährten, hier gar nicht aufnehmen mochten.

„Dem Gedanken an eheliche Verbindung scheint Heinrich nicht eher Raum gegeben zu haben, als bis der Tod seines Vaters ihm die Nothwendigkeit auflegte, einem großen Haushalte vorzustehen. Um das Jahr 1560 erst finden wir ihn vermählt. Wer seine Gattin gewesen sei, ist nirgends aufgezeichnet, eine Vermuthung macht sie zur Tochter oder nahen Anverwandtin des Schotten Heinrich Scriverger, eines der ausgezeichnetsten Civilisten seiner Zeit“ (er war zugleich Ulrich Fugger's, des deutschen Lorenzo de' Medici, Geschäftsmann im Aufsuchen jeder Art von Seltenheiten, besonders von alten Handschriften). Nach einem zu Breslau aufgefundenen Briefe Heinrich's scheint sie erst um 1580, nicht wie man früher annahm, 1568, gestorben zu sein, nachdem sie ihm zwei Töchter, Florentia und Dionysia, und einen jüngern Sohn, Paulus, gegeben hatte.

Sehr glücklich muß diese Ehe gewesen sein. „Heinrich preist seine Gattin in der Zuschrift an seinen Sohn, die er der Ausgabe des Gellius vorangesezt hat, als edel von Geschlecht und Gesinnung, von der Natur mit hoher Schönheit, von ihren Aestern mit musterhafter Erziehung ausgestattet; gebildet im vertrauten Umgange mit Edeldamen, ja mit Fürstinnen; daneben im Beszt aller jener stillen Tugenden der Haus-

*) Deux dialogues du nouveau langage Italianisé, ou autrement deguisé principalement entre les courtisans de ce temps, de quelques courtisanismes modernes et de quelques singularitez courtesanesques (1578).

frau: anspruchslos bei würdigem Ernst und gütig gegen Jedermann, freigebig und sparsam, wie die Sache es jedesmal mit sich brachte, auch bei Scherz und Fröhlichkeit gehalten, stete Heiterkeit in den Mienen, milde Ueberredungsgabe auf den Lippen, war sie, um das schöne Bild zu vollenden, die trefflichste Mutter, die von ihren Kindern durch ein Wort zu erreichen pflegte, was andre Mütter kaum durch Schläge erzwingen.

Späterhin verheirathete er sich zwar zum zweiten Male; aber es war ihm wohl nur um eine tüchtige Haushälterin zu thun, die bei seinen häufigen Abwesenheiten die Wirthschaft mit Nachdruck und Verstand zu leiten geeignet sei; dieß wird ihr auch nachgerühmt; sonst aber haben wir nichts von ihr zu berichten.

Seine Kinder sah Heinrich alle heranwachsen, sie überlebten ihn lange. Paulus, geboren 1566, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater selbst, dann wurde er auf Reisen geschickt nach Holland und England, und setzte von 1599 an die ererbte Buchdruckerei fort (im Sinne des Vaters, aber nicht mit dessen Geist und Gelehrsamkeit); das Jahr 1625 hat er noch erreicht. Dionysia war stets fränklisch und starb unvermählt. Ein schönes Loos wurde Florentien als Gattin des edeln und tiefgelehrten Isaaß Casaubonus zu Theil. Dieser lebte von 1581 bis 1595 in Genf, theils als Corrector in der Druckerei Heinrichs, als dessen Schüler er sich dankbar bekennt, theils als öffentlicher Lehrer an der Hochschule. Hier lernte er Florentien kennen und verband sich gegen das Jahr 1590 mit ihr. Sie theilte hinfort treu und muthig alle Wechsel eines oft sorgenreichen Lebens mit dem geliebten Gatten und ist ihm in mancher schweren Stunde Trost und Stütze bis in den Tod gewesen, († zu Paris 1614). Der Mutter Geist scheint auf ihr geruht zu haben. Es schmerzt, hinzufügen zu müssen, daß Heinrich nie Vertrauen und Zuneigung zu des trefflichen Schwiegersohnes milder Charakterfestigkeit hat fassen können, ja daß in manchen Stunden des finstersten Unmuths Casaubonus und Florentia ihm nicht vor Augen erscheinen gedurft. Der Kinder Liebe zu ihm hat sich aber nie gemindert."

So überwältigen oft am Schlusse eines rasch bewegten, thatenreichen, der Verwirklichung höherer Ideen rein geweihten Lebens theils der stete Kampf mit den Feinden des Fortschrittes und dem irdischen Schicksal überhaupt, theils die zunehmende Körperschwäche auch den stärksten Geist; es ängstigen ihn Schreckbilder des Abfalles, des Verrathes, politischen oder wissenschaftlichen Unheiles jeder Art, weil er beim Schwinden der Kräfte nicht mehr wie früher die Geister zu beherrschen, die Gemüther zu fesseln vermag. Und hat sich solch ein gebeugter Geist nach langem

Ringen endlich von der irdischen Hülle losgewunden, so entschwirren die trägen Nachtraben allzumal ihren Schläfen und stimmen ihm das schaurige Grablied an: „Er war nicht fromm, nicht Christ, wie wir: drum schlug ihn uns zu Ehren fürchtbar göttliches Gericht.“ Aber diese Mißflänge vernimmt der ins All zurückgekehrte, selige Geist eines Stephanus und, um einer uns nähern, stets theuren und ehrwürdigen Erscheinung zu gedenken, eines Hottingers*) nimmermehr.

Ein heftiges Verlangen aus Genf nach Paris zurückkehren zu können, trieb Heinrich Stephanus endlich 1580, nach etwa dreißigjähriger Abwesenheit in die Vaterstadt hin. Passow äußert sich hierüber sehr mißbilligend. Allein bietet diese Rückkehr nicht auch eine andere Seite dar? War es nicht etwa ein unwiderstehliches Heimweh, das ihn an den Ort hinzog, wo er seine Jugendzeit verlebt, sich für sein ganzes wissenschaftliches und künstlerisches Wirken vorbereitet hatte, und zwar im geliebten Vaterhause? Wer von uns ist befugt, über Heinrichs Gemüth und innere Sehnsucht nach der ersten Heimath den Stab zu brechen? Auch das gesammte Dasein mußte dem in jeglicher, also auch in religiöser Hinsicht freisinnigen Manne freier und froher in Paris erscheinen als in Genf, wo der auf Calvins Machtgebot hin vollzogene Flammentod Servets das strengste kirchliche Leben fest begründet hatte. Doch was sagen wir, ein kirchliches Leben? Frei in dem unendlichen Gebiete der Ideen sich zu ergehen und in Gemeinschaft mit allen verwandten Geistern der Vorzeit und Gegenwart zu wirken, dieß ist das wahrhaft kirchliche und selige Leben; schon auf Erden ist's daselbe, welches unser Zwingli**) jenseits sich dachte.

In Genf aber war das Leben steif, finster, ängstlich, stets durch Strafreden der Geistlichen und herabwürdigende Kirchenbußen in Schranken gehalten. Auch herrschte kein besonders wissenschaftlicher Geist mehr dort, welcher den Stephanus hätte fesseln können, zumal er mit seinem Eidam Casaubonus nicht in gemüthlichem Einklange lebte.

Zwar scheint Calvins Nachfolger, Theodor Beza, mit Stephanus in guten Verhältnissen gestanden zu haben; denn da jenes vielfach angefeindete Kirchenhaupt unsägliche Mühe hatte, seine muthwilligen Jugendgedichte (1548), welche seine Widersacher überdieß wieder heimlich nachdrucken ließen, durch heimlichen Aufkauf und neue, von allem Anstößigen gereinigten Ausgaben allmählig in Vergessenheit zu bringen, so erwies ihm Heinrich diesen Liebesdienst dreimal (1569, 1576, 1597.).

*) Intendami chi può, chè m'intend'io. PETRARCA.

**) In der berühmten Schlußstelle seiner christlichen Bekenntnisschrift an Franz I.

Auch erschienen bei ihm die vier ersten Auflagen von Beza's trefflichem griechischen N. Testamente: aber wir wissen einmal nicht bestimmt, wie es ihm in Genf zu Muthe war.

Ist es ferner etwas so durchaus niedriges, wenn ein Gelehrter, wie Stephanus hofft — vorausgesetzt er schmeichle nicht, er kriechen nicht —, eine hochgestellte, glänzende Macht werde einmal seinen geistigen Werth anerkennen, ihn für frühere Entbehrungen schadlos halten, ihm sein noch übriges, immerhin kurzes und doch stets der Wissenschaft gewidmetes Dasein erleichtern?

Dazu gesellte sich noch die angestammte Ehrfurcht der damaligen Franzosen vor ihrem Königthume. In jener Zeit hatten sie noch nicht das Glück einen Bürgerkönig zu besitzen, sondern der legitime, wunderthätige*), zu Rheims mit dem heiligen Oele gesalbte, dereinst in St. Denys zu bestattende Herrscher stand für alle Unterthanen als ein höheres Wesen da. So selbst jener unwürdige Heinrich III., an welchen sich Stephanus angeschlossen und sein Vertrauter wurde, jedoch zuweilen nicht ohne Gefahr plötzlicher Ungnade. Anfangs empfing er Unterstützungen, welche indeß der wankelmüthige Machthaber, aller Zusagen ungeachtet, bald gänzlich ausgehen ließ.

Endlich enttäuscht von den Hoffnungen auf französischer Könige stets trügliche Freundschaft und Gunst, verließ er Paris 1587, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Neuerdings winkte ihm Deutschland, wo er schon früher (seit 1572) die Freuden der Frankfurtermessen in ihrer damaligen Lebendigkeit und Freiheit manchmal genossen hatte. Zwei Gönner besonders fand er während der ersten Zeit seiner Wanderungen unter dem deutschen Adel; erstens den trefflichen Thomas von Reh diger, dessen Andenken in der Breslauer Universitätsbibliothek ehrenvoll fortlebt. Stephanus widmete ihm das Werk über den attischen Dialekt, und die Ergänzung seines Thesaurus, die nachher von Labbeus verbessert herausgegebenen griechisch-lateinischen Glossarien, in welchen sich so manches einst im Munde beider Völker lebendes, aber von keinem noch vorhandenen Schriftsteller aufbewahrtes Wort geborgen hat. Allein der für jede Wissenschaft begeisterte, ächt deutsche Edelmann starb schon im fünfunddreißigsten Jahre (1576).

Heinrich's zweiter Gönner war der bereits erwähnte Ulrich Fugger; aber irgend eine Erkältung muß wohl zwischen ihnen Statt gefunden haben, da sich Stephanus nach 1570 nicht mehr dessen Typographen nennt, während doch Fugger bis 1584 lebte.

*) Den Königen Frankreichs wohnte in Folge ihrer Weisung die Wunderkraft ein, Kröpfe und Scrofeln durch Berührung mit der Rechten zu heilen.

„Nach mehreren Reisen bis nach Wien und selbst in Ungarn hinein soll er von 1593 an, drei Jahre ununterbrochen in Frankfurt und Regensburg verlebt, in ersterer Stadt sogar gedruckt haben; doch ist letzteres sehr unwahrscheinlich. Im Jahre 1594 hielt Kaiser Rudolf II., dem er persönlich bekannt geworden war, in Regensburg einen Reichstag, auf dem er die Stände zu eifrigster Fortsetzung des Türkenkriegs aufmuntern wollte. Diese Idee begeisterte auch unsern Stephanus. Er überreichte dem Reichstage zwei Reden, in deren einer er des Hubert Foliet's Buch von der Größe des türkischen Reiches widerlegte, in der andern gleichfalls die Stände anfeuerte, den Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit aus allen Kräften weiter zu führen. Wie wenig Ohr dafür die Reichsfürsten hatten, ist bekannt genug; der Kaiser büßte seinen guten Willen mit dem Verluste seines Verstandes.“

Er hatte genug gearbeitet, der greise Stephanus. Als seine Beredsamkeit umsonst an der Selbstsucht der Fürsten verhallt war, ergriff ihn „plötzlich wieder eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath; es war wohl eine dunkle Ahnung, daß er nur auf vaterländischem Boden Ruhe finden könne. Genf auf eine Weile wieder zum Wohnsitz wählend, begann er seine Ausflüge und Irrfahrten bald von neuem; jetzt aber waren sie gegen Westen gerichtet und galten vorzugsweise dem südlichen Frankreich von Orleans an nach Lyon, Montpellier, Avignon, Marseille, dann zurück nach Genf, aber nur auf kurze und immer kürzere Zeit. Die Geburtsstadt zog ihn nicht mehr an; auch von dem guten Heinrich IV. versprach er sich keine Gunstbezeugung*). Nicht Alter, nicht Erschöpfung vermochten ihn zu halten, nicht die Bitten der Seinigen, nicht Casaubonus Vorstellungen fanden Gehör. Eine dieser trostlosen Reisen war wie die andere ohne Befriedigung für den Umgetriebenen, seine Kräfte mehr und mehr aufreibend. So kam er im Winter 1598 allein, wie er pflegte, nach Lyon. Dort unbekannt, ohne Geld, erkrankt, wurde er in ein öffentliches Krankenhaus gebracht, in welchem er, wie eine unverbürgte Sage geht, unter Zeichen völliger Geisteszerrüttung zu Ende des Februars oder zu Anfang des März, 70 Jahre alt, sein rastloses Leben beschloß. Kein Grabstein bezeichnet seine Ruhestätte, kein Bildniß hat seine Gesichtszüge aufbewahrt**).“

Auffallende Aehnlichkeit hat sein Lebensende mit demjenigen seines großen Zeit-

*) Vidi e conobbi pur l'inique corti, konnte er mit Tasso sprechen.

***) Das Stadtbibliothekariat gab sich alle Mühe, ein Bildniß Heinrich's aufzufinden. Allein alle Nachforschungen in Paris und in Genf blieben vergeblich. Selbst Herr Renouard in Paris, der an einem ausführlichen Werk über die Étienne arbeitet, besitzt keines. Deshalb geben wir Konrad Gessners Porträt.

genossen, des Portugiesischen Dichters Camoens, der sein Dasein ebenfalls im Hospital beschloß. (1579.) Diesem weihte doch noch ein Freund folgende Inschrift:

AQUI JAZ LUIS DE CAMOES: PRINCIPE DOS POETAS DO SEU TEMPO:
VIVEU POBRE E MISERAVELMENTE, E ASSIM MORREU O ANNO DE MDLXXIX.
ESTA CAMPA LHE MANDOU PÔR DOM GONÇALLO COUTINHO,
NA QUAL SE NAO ENTERRARA PESSOA ALGUMA *).

Ein Augenzeuge seines Todes, Freile José Indio, schrieb in sein Exemplar der *Lusiadas* folgende Zeilen:

„Was jammervolleres gibt es, als ein so großes Genie im Unglück zu erblicken! Ich sah ihn in einem Hospital zu Lissabon sterben, ohne daß er nur ein Bettuch gehabt hätte, um seine Blöße zu decken, nachdem er in Ostindien so manchen Sieg erfochten und fünftausend fünfhundert Meilen zur See zurückgelegt hatte. Welch' eine große Lehre für die, welche Tag und Nacht sich durch ihre Studien nutzlos abmatten, gleich der Spinne, die ihr Gewebe spinnt, um Fliegen zu fangen!*)

Werden wir die Ansicht des spanischen Mönches theilen? Nein, Jüngling! Uns erscheint jede Gestalt des äußern Lebens, selbst das unser Gemüth tief erschütternde Ende eines Camoens und Stephanus, als zufällig, das ist, als das Ergebnis von Naturgesetzen, denen der Sterbliche von seiner Geburt an unterworfen bleibt: hat er durch eigene Schuld irgendwie sich äußeres Elend bereitet, so scheuen wir uns, eingedenk der eigenen Gebrechen, über den der Erde Entrückten ein strenges Richteramt zu üben. Allein dieß darf uns niemand wehren, den Trägen, geistig Todten zu verachten, weil er des Lebens Aufgabe, freie Thätigkeit für Ideen, nicht erkannt hat; den aber, der regsam für die Menschheit, die Wissenschaft, die Kunst gewirkt hat, sollen wir auch nach Jahrhunderten noch ehren. Um schönsten aber ehrt ihn die Nachseiferung.

*) Hier ruht Luis de Camoens, der erste Dichter seiner Zeit. Er lebte in Armuth und Elend, und ebenso starb er 1579. Diesen Grabstein ließ ihm errichten Don Gonçallo Coutinho. Kein anderer mehr werde in dieser Gruft beigelegt!

*) Que cosa mas lastimosa que ver un tan grande ingenio mal logrado! Yo lo ví morir en un hospital en Lishoa, sin tener una sábana con que cabrirse, despues de haber triunfado en la India oriental y de haber navegado 5500 leguas por mar! Que aviso tan grande para los que de noche y de dia se cansan estudiando sin provecho, como la araña en urdir telas para cazar moscas! Souza - Botelho Vida de Camões. Paris 1836. p. LXIII.

A n h a n g.

I.

Ἐρῴκιος Στέφανος Κορράδω Γεσνέρω εὖ πράττειν.

Ἵσθ' ὡς γε σὺ ποιῶν, ὃ φιλότης, τῶν σῶν γραμμάτων τε καὶ συγγραμμάτων (καίτοι οὐδὲν ὅσα γε καὶ εἰδέναι, ὑπὸ τοῦ πατρὸς τοῦμοῦ πεπονητῶς ἀγαθόν,) μεταδοῦναι ἡμῖν κατηξίωσας. Εἰ μὲν οὖν ἀληθεύει ὁ Σωκράτης, πλείστον ἐπαίνου ἄξιον εἶναι φάσκων τὸν ἄνδρα, ὃς ἂν φθάνῃ τοὺς φίλους εὐεργετῶν, εἰκότως ἂν τις ἀχαριστίας ἡμῖν ἐγκαλοῖ οὐκ ἀμειψαμένοις σε τῆσδε τῆς πρὸς ἡμᾶς εὐνοίας, ἣν φανερῶς τοῖς προγεγενημένοις εὐεργετήμασιν ἐνεδείξω. Τοιγαροῦν ἵνα μήτις ἡμῶν ὡς ἀχαριστῶν κατηγορεῖν ἔχη, ἰδοῦ σοι χαριστηρίων ἀμοιβὰς ἀποδίδομεν, ὃ μὲν πατήρ βιβλία πέμψας, ἐγὼ δὲ αὐτοσχέδιον ἐπιστολήν. Ὅρων γὰρ τὸν πατέρα τὸν ἐμὸν μυρία ὅσα ἔχοντα πράγματα πρὸς τοσαύτας φροντίδας διηρημένον, ὥστε οὐδὲ ὅσον ζήσασθαι τὸ οὖς, φασὶ, σχολὴν ἄγειν, ἐγὼ μὲν, καίτοι καὶ αὐτὸς πάντα χρόνον ἄσχολον ἔχων τῶν ἄλλων ἐπιμελεῖσθαι, πλὴν τῶν οἴκοι μάλᾳ κατεπειγόντων πραγμάτων, ὅμως μέντοι ἐν περιέργῳ τὴν τοιαύτην τοῦ γράφειν μετεχειρισάμην ἐπιμέλειαν. Πέπομφε δὲ σοι αὐτὸς ὁ πατήρ καὶ ὁ ἀπῆστις βιβλίον, καὶ προσέτι δὲ καὶ Ἀλέξανδρον Τραλλιανὸν ἰατρὸν πρόωγν ἐντυπωθέντα ἡμῖν, καὶ ταῦτα παρ' ἐμοῦ μαθὼν ἰατρικὸν τε καὶ φιλιατρὸν σε ἐν τοῖς μάλιστα ὄντα. Ἐντυπώσαμεν δὲ οὐ πρὸ πολλοῦ, καὶ δὴ καὶ ἐξεδώκαμεν οὐ Τραλλιανὸν μόνον, ἀλλὰ καὶ Διονύσιον Ἀλεξανδρέα τὸν περιηγητὴν μετὰ τῶν Εὐσταθίου τοῦ τῆς Θεσσαλονίκης ἀρχιεπισκόπου ὑπομηματισμῶν, ἔτι δὲ καὶ Δίωνος περὶ τῆς Ῥωμαϊκῆς ἱστορίας γ' βιβλία. Καὶ γὰρ ἡμῖν ἔδοξε τοῦτον ἐξῆς ἐντυπῶσαι, Διονυσίου τοῦ Ἀλικαρνασσεῶς περὶ

τῆς Ῥωμαϊκῆς ἀρχαιολογίας ἢ συγγράμματα ἐντυπώσοσι πρότερον, ἄλλα τε πολλὰ τοῦ αὐτοῦ Διονυσίου πρὸς τὴν ῥητορικὴν συντίοντα τέχνη· ὧν ῥητορικῶν καὶ ὁ Ἄλδος ἔνα μὲν ποτε ἐξέδωκε, ἀλλ' οὕτω γε σφαλμάτων ἔμπλεω, ὥστε πάμπολλα καταλείπεσθαι δυσνόητά τε καὶ δυσξύνετα. Εὐρήσεις δὲ λαβὼν ἐς χεῖρας τὸν Δίωνα (πολλοὶ γάρ εἰσιν, οἶμαι, τῶν παρ' ὑμῶν οἱ τοῦτο κερτημένοι) τρία τετράδια ἐχόμενα αὐτῷ τῷ τοῦ Δίωνος συγγράμματι, ἐν οἷς ἐγώ, προστάξαντος τοῦ πατρὸς, τῶν γραφικῶν σφαλμάτων τινὰ διορθοῦν ἐπεχείρησα, ἄλλως τε καὶ δι' ἔνδειαν τινας ὑγιῶς ἔχοντος ἀντιγράφου. Νῦν οὖν βουλοίμην ἂν ἐγωγε, μάλιστα ἐντυχόντα σε παλαιῷ τιμῇ καὶ ἀξιοπίστῳ τῶν ἀντιγράφων, μὴ ὀκνεῖν τὰς ὑπ' ἐμοῦ διορθωμένας γραφὰς ταῖς ἐκείνου συμπαραβαλεῖν, ἵνα ποτὲ εἰδῶ, πότερον ἡστοχάσμαι τοῦ σκοποῦ, ἢ καὶ ἀπέτυχον, καὶ ἀντὶ διορθωτοῦ παραδιορθωτῆς ἔλαθον ἐμαυτὸν γενόμενος. Ἄλλὰ τοῦτο μὲν εὖ οἶδ' ὅτι καὶ πάννυ ἂν ἠδέως ποιήσαιο. Τὸ δὲ νῦν εἶναι τὰ τοῦ Βουδαίου τοῦ πάννυ ὑπομνήματα διὰ χειρὸς ἔχομεν, ἐν οἷς νῆ Δία σαφῶς ἔδειξε τὸ λεγόμενον, δευτέραι φροντίδες σοφώτεραι· πολλὰ γὰρ ἐπληρώθησε καὶ πρὸς τὸ κρεῖττον μετέθηκε, τοῖς δὲ προτέροις μυρία ὅσα προστέθεικε. Ἄλλ' ἐπειδὴ ὑπομνημάτων μυρίαν ἐποίησάμεθα, βουλοίμην ἂν καὶ τοῦτο πυθέσθαι σου, πότερον ἄρα ἀληθεύουσιν ἢ καὶ ψεύδονται οἱ λέγοντες, ὅτι καὶ Ἰωάκειμος ὁ Καμεράριος, ἀνὴρ παντὸς λόγου κρεῖττων, διατελεῖ καὶ αὐτὸς ὑπομνηματογραφῶν. Ἐνταῦθα μὲν οὖν καταλύσω τὴν ἐπιστολήν, οὐκ ἐώρων πορρωτέρω προβαίνειν τῶν πραγμάτων. Τὴν δὲ πρὸς ἕκαστον τῶν ἐρωτημένων ἀπόκρισιν οὐ παύσομαι τὸ λοιπὸν παρὰ σου προσδοκῶν. Οὐδὲν δὲ χεῖρον, οἶμαι, ἐπιγραμμάτια δύο, ἅπερ τὴν σὴν καλονμένην βιβλιοθήκην ἰδὼν συνέγραψα ἐνταῦθα παραθεῖναι, πρότερον μὲν τὸ Ἑλληνικόν, ὑστερον δὲ καὶ τὸ Ῥωμαϊκόν.

Ἐρῳτικού τοῦ Στεφάνου εἰς τὴν καλουμένην Κορράδου τοῦ Γεσνέρου βιβλιοθήκην.

Νῦν μὲν ἐγὼ προγόνοις νεμεσίζομαι, οἳ γε καμόντες
πολλὰ, μόνοις αὐτοῖς τεύξαν ἐπωφέλιμα,
ὧν μέρος ἀπροϊδὴς συναπέσβεσε σώμασιν ἔργα,
οὐδέ τι μνημεῖον τοῖς μετόπισθε λίπον.
ἀλλὰ τί τοιαύτης ἐπιμέμφομαι ἀνδράσι λώβης;
καὶ γὰρ ὁ ὀυσόμενος Γέσνερος οὐ γέγονε.

Eiusdem in eandem Bibliothecam.

O nos felices, tibi si Gesnere tulissent
Musarum studio secla priora parem!
Sat scio maiorum praeclara volumina nobis
Ipso vel saltem nomine nota forent:
Utque reor, bona pars horum tereretur in orbe,
Quae nullus fuerint necne docere potest.
Attamen est etiam tua nunc laudanda voluntas,
Naufragio tabulas quas potes eripere.

II.

Stelle aus Konrad Gesners zweitem Briefe an Heinrich Stephanus.

Ἄλλ', ὦ φίλτατε καὶ βέλτιστε Ἐγγύζε, εὐχτέον σοι παρὰ Θεοῦ τὸν ζῆλον τοῦτον περὶ τὴν ἡμετέραν πίστιν τε καὶ ζωὴν μᾶλλον ἀεὶ πως αὐξῆσθαι καὶ καρποφορεῖν. Παρ' ἡμῖν γὰρ οὐκ οἶδ' ὅπως, πῆ μὲν δι' ὀλιγωρίαν, πῆ δὲ δι' ἄλλα πάθη ἀνθρώπινά τε καὶ κοσμικὰ ἢ δαιμονικὰ ὁ ἔμπυρος οὗτος καὶ πνευματικὸς ζῆλος κατ' ὀλίγον ἀπομαραινεται. Καὶ ἄγαν γε τοῦτο δῆλον παρ' ἡμῖν καὶ ἄλλοις ἐν Γερμανίᾳ πολλοῖς. Πολὴ γὰρ μείζους καὶ εὐτονώτεροι ἦσαν αἱ πρώται ἡμῶν ὁρμαὶ, ζεύσεως ἔτι οἶον ἀπὸ νεαροῦ πυρὸς τῆς καρδίας· ὅπερ οἱ πολλοὶ συντηρεῖν καὶ αὐξῆσαι οὐ φροντίζοντες κίνδυνον ἤδη τοῦ πάντως σβεσθῆσθαι αὐτὸ ὑπέχουσι. Γράφω δέ σοι περὶ τούτων, ἵνα μὴ ποτε πρὸς ἡμᾶς ἐλθὼν καὶ πάντα παρὰ τοῖς πλείστοις ἀπεικίχθης τῇ ὑγιεινῇ διδασκῆ βίου ἐυρών, ξένον τι καὶ ἀνέλπιστον πάσχῃς. Ἄλλὰ σπουδαστέον ἡμῖν παντὶ τρόπῳ περὶ τὴν τοῦ πυρὸς τούτου συντήρησιν πολὺ γε μᾶλλον ἢ πάλαι ταῖς Ἐστιάσι λεγομέναις παρθέναις.

III.

HENRICI STEPHANI NUNDINAE FRANCFORDIENSES.

Est nundinatrix turba passim plurima,
Quae curiosa curiose me rogat:
Ecquid novi das nundinis his proximis?
Si dico, Nil do, polliceri me volunt

Ad nundinas, quae proximis sint proximae.
Si polliceri nolo, tunc expostulant,
Francfordienses nundinas quod negligam,
Obstrictus illis scilicet tanquam forem.
Istos relinquo: litteris mox obruor
Italīs ab oris, Gallicis et Anglicis
Germanicisque, quae novi quid moliar,
Aggressus aut quid sim, quid aggredi parem,
Futurus ordo quis laborum sit, rogant,
Et plura rebus scire de meis avent,
Quam scire, vates ipsemet ni sim, queam.
Habent sed istud proprium Germanicae¹⁾,
Suas subinde nundinas quod allegant
Et esse credunt debitorem nundinis.

Harum quis usus litterarum est omnium?
Nempe, admovere dum mihi calcar volunt,
Freno morentur ut retracto me velut.
Nam scriptitandis quod vicissim litteris
Impendo quamvis illibenter temporis,
Hoc illa possent opera maturarier,
Properare quae suadent, adhortantur, petunt²⁾.

Huic ut mederer non levi tandem malo.
Quidquid vel ante nundinis illis dedi,
Brevi aut daturus sum favente numine,
Id omne chartis comprehendi pauculis,

1) Germanorum epistolae.

2) Aehnliche Klagen führt Aldus bei Renouard *Annales* 5. p. 66: Mihi duo sunt praeter sexcenta alia, quibus studia nostra assidua interpellatione impediuntur: crebrae scilicet litterae virorum doctorum, quae undique ad me mittuntur, quibus si respondendum sit, dies totos ac noctes consumam scribendis epistolis: et ii, qui ad nos veniunt partim salutandi gratia⁴ partim perscrutaturi, si quid novi agatur; partim, quae longe maior est turba, negotii inopia. Tunc enim, Eamus, aiunt, ad Aldum. Veniunt igitur frequentes, et sedent oscitabundi.

Quae sint amico missa nulli epistola,
Et missa amicis sint epistola omnibus,
Fideliaque parietes multos simul
Una ut dealbem, non duos tantummodo.

Sed numerus horum, quae do, quae brevi dabo,
Exiguus esse cui videbitur, sciat
Prostare merces plurimas in nudinis,
Numerare quas non, ponderare sed solent.

IV.

APOLOGIE POUR HERODOTE PAR HENRI ESTIENNE.

(CHAP. XXXVIII.)

L'ABBAYE DE BECK EN NORMANDIE.

Il n'a pas été jusques à la queue de l'asne sur lequel nostre Seigneur fut porté, qu'on n'en ait fait vne relique à Gennes. Et à propos de l'asne, le saint foin aussi (c'est à dire le foin qui estoit en la creche ou fut mis nostre Seigneur sitost qu'il fut né) a eu grand bruit en quelque pays, en Lorraine, si i'ay bonne memoire. Mais que dirons-nous d'une resuerie encore plus estrange, à sçavoir de ceux qui ont fait adorer des pierres, comme estans celles dont Saint Estienne fut lapidé? comme en Arles aux Augustins, au Vigand en Languedoc, et à Florence. De ceux qui ont pareillement fait adorer des flesches desquelles ils disoient saint Sebastian auoir esté tiré? dont l'une souloit estre à Poitiers aux Augustins, l'autre à Lambese en Prouence, les autres ailleurs. Si les pierres lapidatoires meritoient estre adorees, combien plus les lapidateurs? Semblablement

Non missura cutem nisi plena cruoris hirudo.

Mitto, qui veniunt recitaturi, alii carmen, alii prosa oratione aliquid, quod etiam excusum typis nostris publicari cupiant, idque rude et incastigatum plerumque. Tales igitur importuni ne posthac interpellent labores et lucubrationes nostras, curavimus admonendos epigrammate, quod quasi aliquod edictum videre licet supra ianuas cubiculi nostri, his verbis: QVISQVIS ES, ROGAT TE ALDVS ETIAM ATQVE ETIAM: VT, SI QVID EST, QVOD A SE VELIS: PERPAVCIS AGAS: DEINDE ACTVTVM ABEAS: NISI TAMQVAM HERCVLES, DEFESSO ATLANTE, VENERIS SVPOSITVRVS HVMEROS. SEMPER ENIM ERIT, QVOD ET TV AGAS, ET QVOTQVOT HVC ATTVLERINT PEDES.

si les flesches estoyent dignes de cest honneur, combien plus ceux qui les auoyent descochees ?

Toutesfois à fin que le lecteur ne s'estonne par trop de cette resuerie, ou bestise, je luy reciteray vne certaine histoire par laquelle il pourra cognoistre comment en matiere de reliques le poure monde n'auoit yeux ni en la teste ni en l'entendement, tellement que sa condition estoit pire que des poures aveugles qui se fient à ceux qui les menent. L'histoire est telle (car nous leur ferons ce plaisir de l'appeler ainsi:) Quand Nicodeme (?) dependit nostre Seigneur de la croix, il recueillit du sang d'iceluy en vn doit de son gan (notez que Nicodeme portoit des gans aussi bien que nous) avec lequel sang il faisoit plusieurs grans miracles. A raison dequoy estant persecuté par les Iuifs, fut contraint en la fin de s'en desfaire par vn'inuention merueilleuse. C'est qu'ayant pris vn parchemin ou il escriuit tous les miracles et tout ce qui appartenoit à ce mystère, il enferma le sang avec ce parchemin dedans vn grand bec d'oiseau (car l'historien a omis son nom) et l'ayant lié et accoustré le mieux qu'il luy estoit possible, le ietta en la mer, le recommandant à Dieu. Qui voulut que mille ou douze cens ans apres, ou enuiron, ce saint bec apres s'estre bien pourmené par toutes les mers de leuant et de ponent, arriva en Normandie, au lieu mesme ou est auiourdhuy fondee l'abbaye du bec. Ou estant ietté par la mer entre quelques broussailles, auint qu'vn bon duc de Normandie (du nombre de ces grans fondateurs qui estoyent alors) chassant vn cerf en ces quartiers là, on ne sceut que denindrent ni le cerf ni les chiens: iusques à ce qu'il fut apperceu en vn buisson estant à genoux, et les chiens aupres de luy, tout cois, et à genoux aussi: (aucuns escriuent qu'ils disoyent leurs heures.) Ce qui esmut tellement la deuotion de ce bon duc que soudain il fit essarter ce lieu, ou le precieux bec fut trouué et le contenu en iceluy. Qui fut cause qu'il y fonda l'abbaye appelee auiourdhuy pour ceste cause l'abbaye du bec (là ou ils monstrent encore maintenant ce beau miracle) si bien enrichie qu'on peut bien dire que c'est vn bec qui nourrit beaucoup de ventres. Or si la relique ou le reliquaire d'vn seul bec nourrit tant de ventres (voire nourrit ses hostes si grasement qu'ils ne peuvent estre appelez que ventres) et ne les nourrit seulement, mais les faict si riches, ie vous laisseray maintenant iuger lecteur combien grandes richesses a apporté ce nombre de reliques si grand que iamais on n'en a peu faire l'inuentoire.



de la famille... de son honneur... de son honneur...

Travaillez à ce que le monde ne s'aperçoive pas... de la famille... de son honneur... de son honneur... de son honneur...

de la famille... de son honneur... de son honneur... de son honneur...